This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

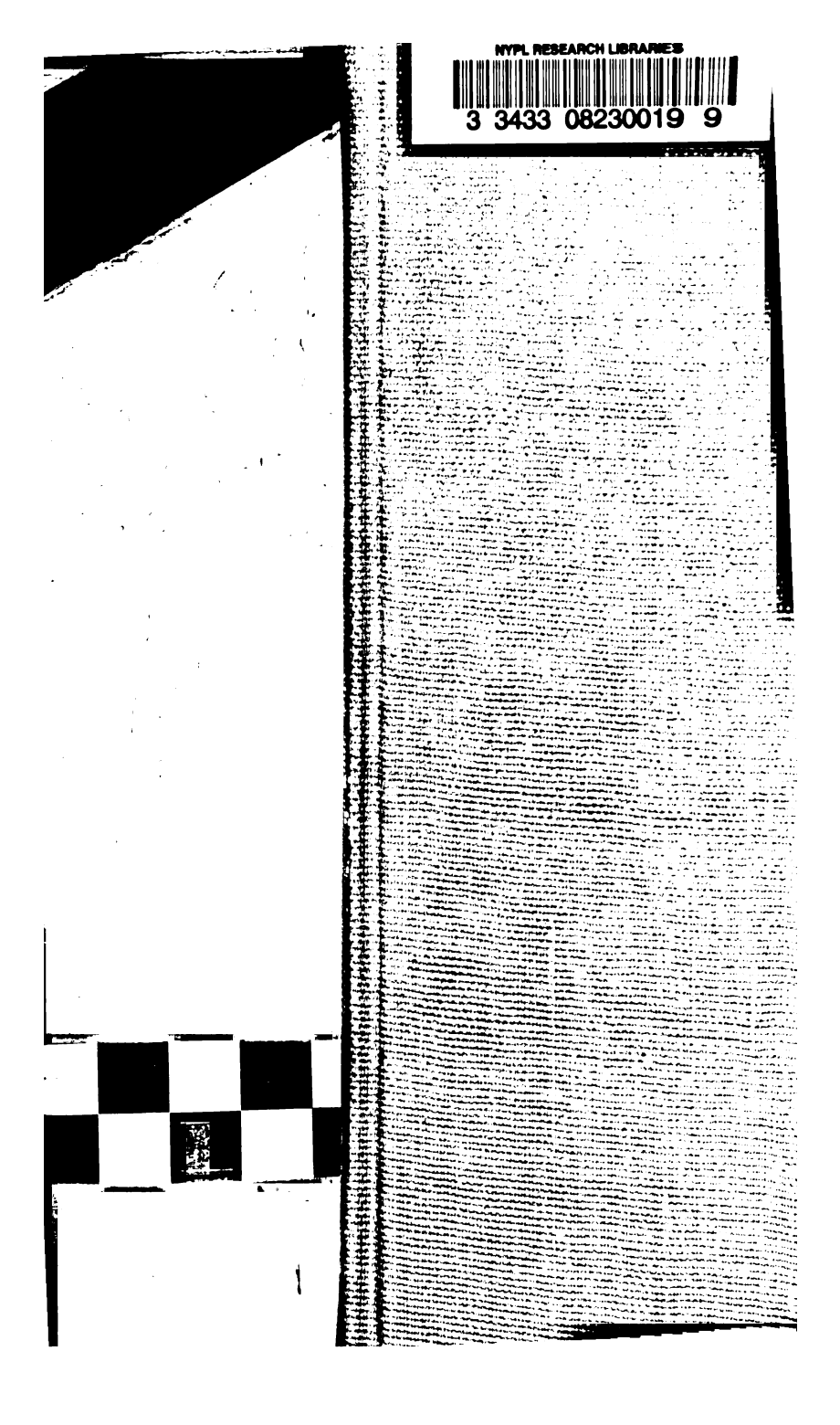
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

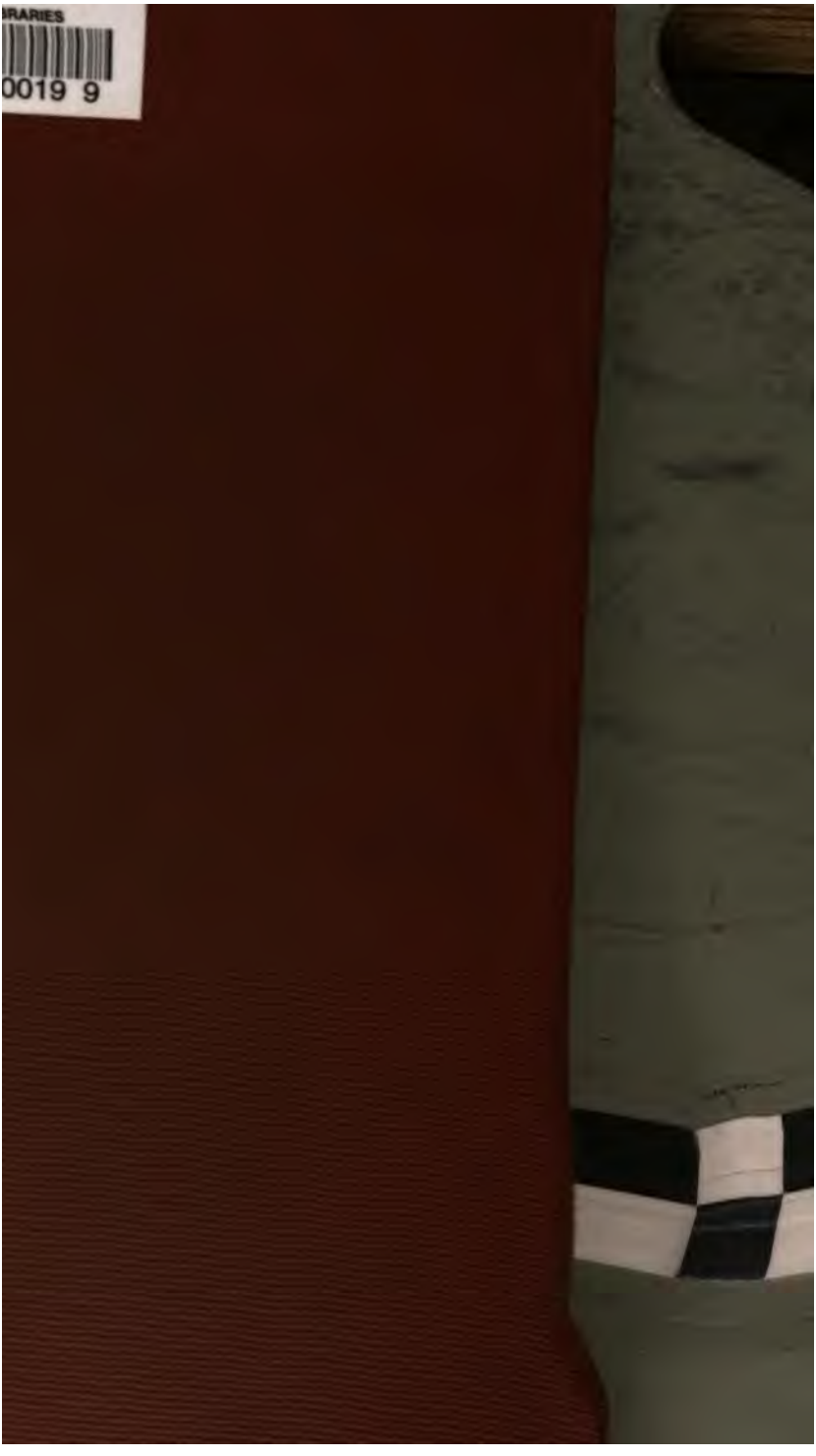
Über Google Buchsuche

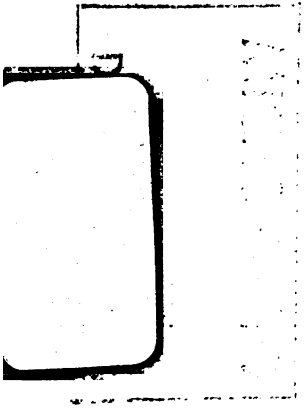
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

MICROFILMED
DATE 10-2-85


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08230019 9

RARIES
0019 9





Beyträge
zur
Bildung für Jünglinge.

Erstes Bändchen.

1. Juvenile literature — collections
5834
2 Lib.

Beyträge

zur

Bildung für Jünglinge.

Erstes Bändchen.

Wien, 1817.
In der Franz Härter'schen Buchhandlung.

NAS

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
762068 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

Vorrede.

Die vorliegende Sammlung ist unter einem Kreise von Jugendfreunden im Laufe ihrer Jugendbildung entstanden. Sie kann und soll demnach auch auf nichts weniger, als den Nahmen und das Verdienst einer gelehrten Arbeit Anspruch machen, wozu freylich mehr gehört, als in den kurzen Jünglingsjahren erworben wird. In ihr ist das Erworbene einer im gemeinsamen fröhlichen Fleiß hingebrachten Jünglingszeit, manche uns werthe Erinnerung mit dankbarem Gefühle niedergelegt, mit der stillen frommen Hoffnung, daß es Andern freundliche Ermunterung werde.

KRAUS 24DEC'34

Leben an, am gewaltigsten auch dem Munde eines Mannes, der für große Dinge den eigenen Sinn hat. Darum heben wir gerne aus den berühmten Geschichtschreibern solche Stücke aus, und geben am liebsten mit ihren eigenen Worten, was stärker und würdiger nicht gesagt werden kann. Geschichte ist die Lehrerinn männlicher bürgerlicher Tugend; wenn der Jüngling von den Männern liest, die für ihr Vaterland lebten und starben, so lernt er fühlen, was Vaterland sey, und daß er auch Pflichten habe gegen das seine. Möchten diese Blätter etwas dazu beytragen, dieß Gefühl, das auch in unsern Tagen so Herrliches geleistet, in recht vielen Jünglingen lebendig und wirksam zu machen, — das allein ist ja doch wahre Bildung, die aus der gemeinnützigen Thätigkeit hervorgeht.

Wir geben hiemit den Ton dieser Blätter etwas ernst an, er wird es im Ganzen genommen auch seyn und bleiben; daß er nicht strenge und trocken werde, dazu rufen wir die freundlichen Musen um ihren Beystand an. Und es ist doch

kein edles junges Gemüth, das sich nicht durch warme Worte vom Wahren und Guten, von großen Männern, ihrem Leben und Wirken, von der Geschichte des Alterthums, vom Vaterland und seinen Helden, und seiner Geschichte, inniger und schöner angesprochen, und bewegt fühlte, als von irgend einer bloßen Unterhaltungslectüre. Nein, wir möchten etwas Besseres geben — Etwas, so gering es sey, für das Viele und Unschätzbare, das wir vom theuren Vaterlande empfangen. Wären wir uns nicht dieses Willens bewußt, der mehr vermag als alle Scheu und Bedenklichkeit, so wären diese Blätter nie aus dem kleinen Kreise gekommen, der ihnen das Daseyn gab; denn wie gering diese Beyträge, und welch eine große Sache Bildung sey, das fühlen wir selbst tief genug. Aber unsere Zeit ist eine große Aufforderung für jeden, zum gemeinen Besten mitzuwirken, wie er kann; und so geben denn wir auch, schüchtern, und doch froh etwas geben zu können, das Beste was wir vermögen. Möge das Vaterland die kleine Gabe

nicht verschmähen, und möge sie manchem Jünglinge Antrieb und Leitung dazu werden, daß er selbst einst, in Schrift oder That, Besseres zu leisten im Stande sey! das allein ist unser Wunsch, und weil in warmen Jünglingsherzen der kleinste Same des Guten, leicht und kräftig gedeiht, auch unsere stillbelohnende Hoffnung.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bändchens der Beyträge.

	Seite
Vorrede	
Der Jüngling an das Vaterland. (Von Ottenwalt.)	1
Über Freundschaft. (Von A. Spaun.)	4
Stellen aus Plutarch	18
1. Parodoxon von Cicero	23
2. — — —	29
Anmerkung über den Charakter des Marius	29
Gespräch über Leidenschaften (A. Spaun).	36
Stelle von Collin.	39
Scene aus dem noch ungedruckten Trauerspiele Cäsar	41
Kurze Sprüche und Maximen	52
Der junge Biber.	15
Die zwey ersten Kriege der Griechen gegen die Perser.	61
Ode	102
Wittich der Starke	104
Der Krieger und sein Sohn.	161
Kluge und scharfsinnige Sprüche der Deutschen aus Zinkgräfs deutschen Apophtegmen	164
Kunigunde	171
Gedanken über verschiedene Gegenstände	196

Epimeleia 201
Ortwin und Edgar 205
Sommervögel 217
Der Schutzgeist 220
Auszüge aus Jean Paul Friedrich Richters Werken . . 224
Los der Gottheit 235
Dem höchsten Gotte 239
Kallikratidas 243
Eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides . . 255

Bildung

für

Jünglinge.

Der Jüngling
an ſein Vaterland.

Ich wollte hingehn, wollte die Gabe dir
So klein ſie wäre, bringen, und freute mich,
Wie ſich das Kind freu't, eine Gabe
Kindlich dem Vater zuerſt zu bringen.

Ein Wort der Liebe, ſagt es in freudiger
Und banger Rührung, nennt bey dem heiligen,
Dem ſüßen Nahmen ihn, vermag nicht
Mehr ihm zu ſagen, verſtummt, und weinet.

Und ſieh', der Vater freuet des Nahmens ſich
Aus ſeines Kindes Munde, der Gabe ſich,
Wie klein ſie ſey, verſteht die Thräne,
Die in dem dankenden Blicke leuchtet.

So wollt' ich hingeh'n, wollte zum ersten Mahl
Mein Vaterland dich nennen, die Gabe dir,
Das Erstlings-Opfer deines Jünglings,
Bringen, und kindlich mit Thränen danken.

Da dacht' ich derer, welche mit Thaten dich,
Mit ihres Blutes Opfer verherrlichten,
Und That und Opfer dennoch schweigend
Dir und in kindlicher Ehrfurcht brachten.

Und bin ich wohl ihr Bruder? Ein Sohn von dir?
Ein Sohn von dir, und thatenlos? rahmenlos?
Ich lernte Thaten erst verstehen,
Während die Herrlichen für dich kämpften.

Wenn du mir sagtest: Jüngling, ich kenne dich
Noch nicht, ich muß es tragen, und brennet auch
Das Wort wie Flammen in die Seele,
Muß ich es tragen, ich bin ja thatlos!

Und doch, ich kann's nicht tragen; ich liebe dich
Mein Vaterland, ich liebe dich feuriger,
Als je das Kind den Vater liebet:
Nenn' mich dein, um der Liebe willen!

Und sieh' die Gabe, die ich dir weihete,
Mit Vaters Blick an, gib sie den Jünglingen,
Die auch erst Thaten für dich lernen,
Die ich mit Innigkeit Brüder nenne.

Wenn du mich aufnimmst, o entzückender
Gedanke! Du mich väterlich segnetest:
Dann soll für dich in mir und ihnen
Jegliches Wort auch zur That einst reifen.

Ottenwalt.

Leben an, am gewaltigsten auch dem Munde eines Mannes, der für große Dinge den eigenen Sinn hat. Darum heben wir gerne aus den berühmten Geschichtschreibern solche Stücke aus, und geben am liebsten mit ihren eigenen Worten, was stärker und würdiger nicht gesagt werden kann. Geschichte ist die Lehrerinn männlicher bürgerlicher Tugend; wenn der Jüngling von den Männern liest, die für ihr Vaterland lebten und starben, so lernt er fühlen, was Vaterland sey, und daß er auch Pflichten habe gegen das seine. Möchten diese Blätter etwas dazu beytragen, dieß Gefühl, das auch in unsern Tagen so Herrliches geleistet, in recht vielen Jünglingen lebendig und wirksam zu machen, — das allein ist ja doch wahre Bildung, die aus der gemeinnützigen Thätigkeit hervorgeht.

Wir geben hiemit den Ton dieser Blätter etwas ernst an, er wird es im Ganzen genommen auch seyn und bleiben; daß er nicht strenge und trocken werde, dazu rufen wir die freundlichen Musen um ihren Beystand an. Und es ist doch

kein edles junges Gemüth, das sich nicht durch warme Worte vom Wahren und Guten, von großen Männern, ihrem Leben und Wirken, von der Geschichte des Alterthums, vom Vaterland und seinen Helden, und seiner Geschichte, inniger und schöner angesprochen, und bewegt fühlte, als von irgend einer bloßen Unterhaltungslectüre. Nein, wir möchten etwas Besseres geben — Etwas, so gering es sey, für das Viele und Unschätzbare, das wir vom theuren Vaterlande empfangen. Wären wir uns nicht dieses Willens bewußt, der mehr vermag als alle Scheu und Bedenklichkeit, so wären diese Blätter nie aus dem kleinen Kreise gekommen, der ihnen das Daseyn gab; denn wie gering diese Beyträge, und welch eine große Sache Bildung sey, das fühlen wir selbst tief genug. Aber unsere Zeit ist eine große Aufforderung für jeden, zum gemeinen Besten mitzuwirken, wie er kann; und so geben denn wir auch, schüchtern, und doch froh etwas geben zu können, das Beste was wir vermögen. Möge das Vaterland die kleine Gabe

nicht verschmähen; und möge sie manchem Jünglinge Antrieb und Leitung dazu werden, daß er selbst einst, in Schrift oder That, Besseres zu leisten im Stande sey! das allein ist unser Wunsch, und weil in warmen Jünglingsherzen der kleinste Same des Guten, leicht und kräftig gedeiht, auch unsere stillbelohnende Hoffnung.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bändchens der Beyträge.

	Seite
Vorrede	
Der Jüngling an das Vaterland. (Von Ottenwalt.)	1
Über Freundschaft. (Von A. Spann.)	4
Stellen aus Plutarch	18
1. Parodoxon von Cicero	25
2. — — —	29
Anmerkung über den Charakter des Marius	29
Gespräch über Leidenschaften (A. Spann).	36
Stelle von Collin.	39
Scene aus dem noch ungedruckten Trauerspiele Cäsar	41
Kurze Sprüche und Maximen	52
Der junge Biber.	15
Die zwey ersten Kriege der Griechen gegen die Perser.	61
Ode	102
Wittich der Starke	104
Der Krieger und sein Sohn.	161
Kluge und scharfsinnige Sprüche der Deutschen aus Zinkgräfs deutschen Apophtegmen	164
Kunigunde	171
Gedanken über verschiedene Gegenstände	196

Epimeleia 201
Ortwin und Edgar 205
Sommervögel 217
Der Schutzgeist 220
Artszüge aus Jean Paul Friedrich Richters Werken . . 224
Lob der Gottheit 235
Dem höchsten Gotte 239
Kallikratidas 243
Eine Scene aus den Phönicierinnen des Euripides . . 255

Bildung

für

Jünglinge.

Der Jüngling
an sein Vaterland.

Ich wollte hingehn, wollte die Gabe dir
So klein sie wäre, bringen, und freute mich,
Wie sich das Kind freu't, eine Gabe
Kindlich dem Vater zuerst zu bringen.

Ein Wort der Liebe, sagt es in freudiger
Und banger Rührung, nennt bey dem heiligen,
Dem süßen Nahmen ihn, vermag nicht
Mehr ihm zu sagen, verstummt, und weinet.

Und sieh', der Vater freuet des Nahmens sich
Aus seines Kindes Munde, der Gabe sich,
Wie klein sie sey, versteht die Thräne,
Die in dem dankenden Blicke leuchtet.

So wollt' ich hingeh'n, wollte zum ersten Mahl
Mein Vaterland dich nennen, die Gabe dir,
Das Erstlings-Opfer deines Jünglings,
Bringen, und kindlich mit Thränen danken.

Da dacht' ich derer, welche mit Thaten dich,
Mit ihres Blutes Opfer verherrlichten,
Und That und Opfer dennoch schweigend
Dir und in kindlicher Ehrfurcht brachten.

Und bin ich wohl ihr Bruder? Ein Sohn von dir?
Ein Sohn von dir, und thatenlos? ruhmenlos?
Ich lernte Thaten erst verstehen,
Während die Herrlichen für dich kämpften.

Wenn du mir sagtest: Jüngling, ich kenne dich
Noch nicht, ich muß es tragen, und brennet auch
Das Wort wie Flammen in die Seele,
Muß ich es tragen, ich bin ja thatlos!

Und doch, ich kann's nicht tragen; ich liebe dich
Mein Vaterland, ich liebe dich feuriger,
Als je das Kind den Vater liebet:
Nenn' mich dein, um der Liebe willen!

Und sieh' die Gabe, die ich dir weihete,
Mit Vaters Blick an, gib sie den Jünglingen,
Die auch erst Thaten für dich lernen,
Die ich mit Innigkeit Brüder nenne.

Wenn du mich aufnimmst, o entzückender
Gedanke! Du mich väterlich segnetest:
Dann soll für dich in mir und ihnen
Jegliches Wort auch zur That einst reifen.

Ottenwalt.

Ueber Freundschaft.

Es ist kein Zweifel, daß die Menschen besser wären, wenn mehr wahre Freundschaft unter ihnen bestände. — Aber es ist eben so gewiß, daß wir mehr Freundschaft unter ihnen antreffen würden, wenn sie besser wären. —

Die alten Staaten, deren vorzüglichstes Augenmerk es war, durch vereinte Kraft der Einzelnen und Erziehung einem besseren, vollkommeneren Zustande anzustreben, sahen die Freundschaft als eine der wirksamsten Triebfedern der Tugend an, welches sowohl ihre darüber erlassenen Gesetze, als die vielen Bilder der erhabensten Freundschaft beweisen, welche aus jener Ferne herüberschimmern, beschämend und aufmunternd. Freundschaft war es, was jene Göttersöhne beseelte, die zuerst die Erde befreyten von Ungeheuern und roher Gewaltthat; Freundschaft, was die Jünglinge Bürgertugend lehrte, begeisterte zum Siegen oder Sterben. Freundschaft war stets der Schrecken der Tyrannen. — Das Band der engsten Freund-

schaft sollte die umschlingen, durch die Pythagoras die verfallenden Staaten mit frischem Geiste beleben wollte; Freundesliebe war das Wesen Sokratischer Weisheit. — Ohne uns zu verhehlen, daß auch ihre Freundschaft nicht überall rein und ohne Makel, von vielen Verirrungen begleitet war; — laßt uns im Vertrauen auf die Wahrheit dessen, was jenen herrlichen Äußerungen sowohl, als ihren traurigen Verirrungen zum Grunde lag, — darüber nachdenken, worin wahre Freundschaft bestehe, und wie wir durch Freundschaft zur Tugend oder durch Tugend zur Freundschaft gelangen können.

Jeder Mensch, in welchem das, was ihn zum Menschen macht, nur etwas thätig geworden ist, trägt einen höheren in sich, den er zu erreichen trachtet, den er liebt und bewundert, und selbst der Böseswicht trägt das Bild eines consequenteren, eines glücklichern Böseswichts in seinem Busen.

Nicht uns lieben wir demnach — wie Manche sagen — in unsern Geliebten, sondern was wir selbst in uns voraussetzen, und in der Voraussetzung lieben und verehren. — Es ist in unsere Natur gelegt, daß wir dieses Ideal außer uns verkörpert finden möchten, weil verhaltene Sehnsucht das unendliche in sich selbst zurückgedrängte Gefühl, die Brust mit marternden Flammen durchtobt, oder irgendwo ausbrechend,

uns nicht selten zu Irrthümern und Lastern reißt. Die Freude oder der Wahn, dieses höhere Ideal, das uns immer nur im Innern vorschwebte — auch außer uns verwirklicht gefunden zu haben, ist Gefühl der Freundschaft. — Freundschaft aber im strengsten Sinn findet nur dort Statt, wo zwey solcher Wesen sich in Wahrheit erkannt, durchdrungen, und im Geiste vereinigt haben.

Doch wer von uns kann in diesem Sinne sagen, daß er einen Freund gefunden, oder eines Menschen Freund sey? — So wenig wir im Ringen nach der Tugend verzagen dürfen, weil wir nicht die reine, vollendete erlangen können, — so wenig dürfen wir die Freundschaft gering schätzen, wenn wir sie nicht in jener Höhe darzustellen vermögen.

Es ist den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit entgegen, von andern zu begehren, was wir selbst nicht sind. Wir sollten demnach nicht schlechterdings die Verwirklichung unsers Ideals, sondern nur das gläubige Anerkennen desselben, und das gleiche Streben darnach zur Grundbedingung unserer Freundschaft machen; aber Selbstsucht, und die Täuschung, das, was wir, erhoben von den Flügeln unserer Einbildungskraft, mit unsern äußersten Gedanken nur ahnend anzuschauen vermögen, sey in uns lebendig vorhanden; Eins mit uns, seyen wir selbst, — machen,

daß wir in der Freundschaft mit einem Maße messen, vor dem wir selbst nicht beständen.

Wenn ein höherer Geist die stillen Klagen der Menschen hörte, wie so viele zu gleicher Zeit beseufzen, daß sie ihr Ideal nicht finden können, daß ihre Liebe nicht erwiedert werde, daß Freundschaft auf Erden ein Traum sey, den nur sie träumten, — dabey ihr zerstreutes, eitles und liebloses Treiben sähe, und wie sie, sich wechselseitig begehrend, und verkennend — so kalt, so feindselig an einander vorübergehen, — er würde Mitleiden mit uns haben, wenn er uns nicht verachten müßte; — aber helfen, uns die Augen und Arme öffnen, würde er sicher wollen. — Wenn wir also einen Freund wählen, so laßt uns nicht unser Herz gegen jeden verschließen, der mit Gebrechen ringt, von denen unser Vorbild frey ist — sondern demüthig und prüfend uns selbst fragen, ob wir jenen, der so wie wir diese oder jene Schwäche hätte, bey großer Strenge gegen andere, gegen sich selbst nachgiebig wäre, von Leidenschaften und Angewöhnungen sich hinreißen ließe, ob wir einen, der ganz so wäre, im Leben und Handeln, wie wir, als unsern Freund umarmen möchten? — Der wird nie einen wahren Freund gewinnen, der keinen Freund verdient, — daher kömmt es, daß die Klagen und vergeblichen Wünsche so häufig, Freunde aber so selten sind.

Schon Aristoteles sagte*), daß das Zusammenleben und jene engere Gemeinschaft unter den Menschen immer eine gefährliche Klippe der Freundschaft sey; die meisten darunter entzweyten sich, und zwar größten Theils durch den sich sammelnden Verdruß über unbedeutende Anläße, die aber alle Augenblicke wiederkommen.

Wer erinnert sich nicht aus den Jahren seiner Kindheit, wie geschäftig wir waren, uns das Bild eines jeden Knaben oder Jünglings, dessen Bekanntschaft wir erst machen sollten, so schön als möglich auszumahlen, mit welcher unruhigen Sehnsucht, welcher freudigen Erwartung wir solchen Augenblicken, wo wir alles zu finden wähnten, wornach unser Herz verlangte, entgegen sahen, während wir die, welche uns Gewohnheit und täglicher Umgang näher gebracht hatte, immer nur als leere, ausgekernte Schalen unserer Hoffnungen vernachläßigten; beydes mit gleichem Unrecht. Die Ursache ist, weil uns das Innere, Wesentliche von jenem, befreyt von allem Kleinen, Zufälligen, desto größer und herrlicher vorschwebte, während wir bey diesen, durch die vielen äußeren Nebenumstände, oft durch die unbedeutendsten Schwächen und Gewohnheiten, verwirret, den Geist nicht

*) Polit. 2. B. 3. C.

wahrnahmen, der im Innern wirkt, wie wir am Fuße eines kleinen Hügels den Berg nicht sehen, der hinter ihm sich in die Wolken erhebt.

Laßt uns daher nie über Unwesentliches das Wesentliche aus den Augen verlieren, aber auch Sorge tragen, daß wir in unserem ganzen Äußern uns stets so betragen, daß man den immer schaffenden denkenden Geist nicht verkennen möge, und mit unverwandter Aufmerksamkeit, stets auch in den kleineren unscheinbaren Verhältnissen des Lebens — das Rechte üben. Es ist das Schwerste, sagt Plutarch, im vertrauten täglichen Umgange seine Würde zu behaupten, aber bey der wahren Tugend wird uns immer, was am meisten sichtbar ist, auch als das Schönste erscheinen, und an wahrhaft großen Menschen können Fremde nichts so bewundernswerth finden, als deren täglicher Umgang ihren Vertrauten vorkömmt.

Man wirft gewöhnlich die Frage auf: ob Liebe und Freundschaft verschieden seyen? — Aber wenn wir es versuchen wollten, das, was wahre Freundschaft ist, von der Liebe zu trennen, würden wir bald finden, daß ihrer Wesenheit nach beyde Eins seyen, von uns aber nach der Verschiedenheit ihrer Äußerungen mit verschiedenen Nahmen belegt werden. Diese Verschiedenheit in die des Geschlechtes zu setzen, wäre gleichwohl sehr uneigentlich, denn finden

wir nicht jenes bange Sehnen, jene still bewundernde Begeisterung, als das zarte, spielende, schwärmende Wesen, das sonst weibliche Liebe zu bezeichnen pflegt, in den reinsten Vorbildern männlicher Freundschaft dargestellt? und sagte nicht schon David *) von seinem Freunde Jonathan: „Seine Liebe war mir mehr als Frauenliebe." —

Ich glaube demnach, der Unterschied zwischen Freundschaft und dem, was man in engerem Sinne Liebe nennt, bestehe nur in dem Hinzukommen äußerer Schönheit, und der durch Hülfe derselben, bis zu einem gewissen Grad der Schwärmerey gesteigerten Empfindung. —

Es ist wohl tief in unsere Natur gelegt, das Gute im höchsten Ideal uns auch als schön zu denken. Aber dieser Trieb, der den denkenden Geist mit ahnendem Entzücken durchströmt, wie oft hat er in den halben, zerstückten, verworrenen Verhältnissen des Erdenlebens, die Herzen der Sterblichen getäuscht und irre geleitet! Laßt uns also nie vergessen, um wie viel das Bezeichnete wesentlicher ist, als das Zeichen, — daß die Schönheit tugendhafter Seelen über die Schönheit der äußern Formen so erhaben ist, wie das Ewige, Unveränderliche über die vergängliche Blü-

*) 1. B. Samuel XX. C. 17.

the des Körpers, und Schönheit der Formen, weder übermäßig begehren, noch selbstsüchtig und eigensinnig vermissen. So viele Menschen bleiben immer nur auf der äußersten Oberfläche der Dinge, und es ist nichts Seltenes, daß die unwürdigsten Gegenstände, auf denen kaum mehr der matteste Abglanz der tieferen Bedeutung des letzten höchsten Sinnes ist — alle Empfindungen ihrer getäuschten Herzen erschöpfen. Es gibt Leute, die mit allem Enthusiasmus, dessen ihr schales Wesen fähig ist, die Schönheit eines Fußes preisen. — Möchten sie wissen, wie sehr sie noch unter jenen Wilden stehen, die wir verachten, weil sie Glas und nichtigen Tand für Gold und Diamanten tauschen! —

Auch Sokrates pflegte zu sagen, daß der Anblick schöner Jünglinge ihn mit sanfter Rührung, unnennbaren Gefühlen ergreife, die ihn rastlos antreiben, alles zu thun, was in seinen Kräften stände, sie tugendhaft und glücklich zu machen. Aber er hat durch seine Reden sowohl, als durch seine Handlungen hinlänglich dargethan, wie wenig ihm äußere Schönheit ohne wirkliche Tugend gegolten.

Wenn also Liebe, wie ein alter Weise *) lehrte, der Trieb ist, Gutes zu erweisen, wegen der in die

*) Chrisipp im Diog. Laert.

Augen fallenden Schönheit, so nennen wir Freundschaft jenen höhern Bund zweyer Seelen, welche des Mediums sinnlicher Schönheit, gefälliger Formen, nicht bedürfen, sich wechselseitig zu kennen, zu achten und zu genießen, in diesem Sinne gilt es:

Stellest du Kypris auf in des Herzens Tempel, sie herrschet
Einsam, Tyrannen gleich, über der Freyheit Gebieth;
Aber zum Pantheon weihet das Herz die edlere Freundschaft,
Jedem Göttlichen flammt reiner ihr Bundesaltar.

Ich kenne einige, sprach der junge Theges*) zu seinem Vater, die entweder mit mir gleichen Alters oder auch etwas älter sind als ich, welche, ehe sie mit diesem Manne (Sokrates) Umgang hatten, nichts taugende Leute waren; nachdem sie aber in seine Gesellschaft gekommen sind, so sind sie in sehr kurzer Zeit viel besser geworden, als alle diejenigen, die sonst besser waren als sie. Und Aristides, der mit seiner Trennung von Sokrates die Abnahme seiner geistigen und sittlichen Kraft lebhaft empfunden hatte, sagte zu Sokrates: Ich habe, wie du selbst weißt, nie eigentlich von dir etwas gelernt, aber ich nahm zu, so

*) Im Plato.

oft ich bey dir war, auch wenn ich nur in demselben Hause bey dir lebte, gesetzt, daß es nicht in demselben Gemache des Hauses war; und noch viel mehr gewann ich, schien es mir, wenn ich in demselben Zimmer des Hauses mit dir, dich ansah, wenn du redetest, viel mehr, als wenn ich sonst wohin sah. Am allermeisten aber, und am höchsten nahm ich zu, so oft ich selbst bey dir saß, und wir uns nahe berührten. Nun aber ist alle jene Kraft und Fertigkeit von mir gewichen. —

Manchen, der nie etwas dem Ähnliches an sich erfahren hat, wird es schwer seyn, von der Wahrheit dieser Empfindung, dieser wunderbaren Heilkraft höherer Freundschaft zu überzeugen. Aber wohl denen, die durch sie im Guten erhalten oder auf den rechten Weg zurückgeführt wurden, und Segen über die, welche Führer waren.

Wir können nicht immer alles durch uns selbst, aus eigener Kraft. Bey der deutlichsten Erkenntniß des Guten und Schönen und aller Liebe dafür, haben wir oft mit Mängeln zu ringen, die durch Beyspiel und Angewöhnung so feste Wurzeln in uns gefaßt, daß wir bey der schmerzlichsten Anstrengung sie nicht völlig auszureuten vermögen. Denn wenn wir Jahre lang schwach oder schlecht gewesen sind, oder durch den verderblichen Einfluß anderer eine verkehrte Rich-

tung genommen haben, so steht es nicht bey uns, im Augenblick inne zu halten, stark zu seyn, wo wir vorher schwach, gut, wo wir vorher sinnlich und selbstsüchtig waren — wenn es auch früher bey uns stand, diese oder jene fehlerhafte Neigung nicht zur Gewohnheit werden zu lassen. —

Wie unglücklich ist nun der Mensch, der gleich lebhaft seine Fehler, und die Ohnmacht seines Widerstrebens erkennt, der, so oft er auch den Vorsatz der Besserung fasse, immer wieder zurückfällt, der nun nicht mehr frey ist, nicht mehr am Scheidewege steht, wo der Weg zum Guten, wie zum Bösen, vor ihm sich ausbreitet. — Keiner spreche ein Verdammungsurtheil über solche Schwäche, mehr oder weniger im Größeren oder im Kleineren, — sind nicht die meisten Menschen in diesem Falle?

Wie kann ein solcher noch gebessert oder gerettet werden? Nur dadurch, wenn er, unvermögend sich selbst zu beherrschen, und die Befehle seines bessern Wissens zu vollziehen, sich in die Arme eines Freundes wirft, und ihm sein Innerstes aufdeckt.

Er wird sich dann nicht mehr im Kampfe verlassen finden, er wird sich gehalten fühlen, wo er zu fallen drohte, der Freund wird ihn gewaltsam vom Abgrunde reißen, an den ihn die Begierde des Augenblicks drängt — und die reinen schönen Freuden

der Liebe und des Wohlwollens, werden wie ein erquickender Balsam, die Schmerzen des Kampfes und der innern Vorwürfe lindern.

Wenn wir nun durch den Beystand eines Freundes, der unserem guten Willen zu Hülfe kommt, anfangen, im Guten zuzunehmen, immer größere Fertigkeit darin zu erlangen — und nun plötzlich losgerissen werden von dem, der unsere Stütze war, da sollte sich das nicht ereignen, was jener Aristides von sich und seinem Lehrer erzählte? —

Über dem kann der Mensch nur durch Freundschaft zur wahren Kenntniß seiner selbst gelangen, ohne welcher ihm sein Leben in unwürdiger Dumpfheit wie ein Traum dahin schwindet.

*) Wenn ein Aug sich selbst sehen wollte, so müßte es nothwendig in einen Spiegel oder etwas demselben Ähnliches blicken. — Wenn nun jemand in das Aug eines Andern hineinsieht, so stellt sein eigenes Bild sich in dem gegenüberstehenden Auge, wie in einem Spiegel dar, und zwar im Hauptheile desselben, vermöge dessen es sieht, worin der eigentliche Sitz der Sehkraft ist, die das Aug zum Auge macht. Gerade so muß auch die Seele, die selbst erblicken und erkennen will, in die Seele eines Freundes sehen, und

*) Plato im 1. Alkibiades.

A. Ein anderer, in dem die Leidenschaft nicht so stark gewesen wäre, hätte es wohl gethan, und sich vielleicht noch gebrüstet. — Tugend nennen wir oft, was Schwäche ist.

B. Diese Schwäche hatte Marius wahrlich nicht. Also die Größe seiner Leidenschaften, und die ungeheure Kraft, die sie in Bewegung setzten, ist's, was dir deine Bewunderung abnöthigt?

A. Ich fühle mich klein gegen ihn.

B. Aber ist denn nicht Leidenschaft ein Zustand des Leidens, wie es das Wort selbst schon beweist?

A. Immerhin.

B. Und was scheint dir denn größer, zu leiden ohne Widerstand, oder sich über jede Gewalt noch mit dem Geiste zu erheben, sich frey aus dem leidenden Zustande in einen thätigen zu versetzen?

A. Wohl das letztere, aber es würde dir schwer werden, mir von des Marius leidendem Zustand eine deutliche Vorstellung zu geben. Seine Feinde mögen wohl mehr von der Thätigkeit seines Geistes empfunden haben!

B. Sey nicht kindisch, — was die empfunden haben, ist hier sehr gleichgültig. Wahrscheinlich nicht mehr, als das nicht gut stehen ist neben einem Kinde, das ein geschliffenes Schwert in der Hand hat. — Zorn, Rachgier, Herrschsucht — Liebe (nicht in

lich, daß die Wollust das höchste Gut sey. Ein Ausspruch, der mir jedoch von Thieren und nicht von Menschen zu kommen scheint! O du, dem ein Gott oder Natur, die Allmutter, so zu sagen, einen Geist verliehen hat, der das Edelste und Göttlichste unter allem ist, willst du dich selbst so sehr wegwerfen und erniedrigen, daß du glaubest, es sey zwischen dir und einem Thiere kein Unterschied? Kann denn etwas gut seyn, was den, der es hat, nicht besser macht? Wer das meiste Gute besitzt, ist ja auch am meisten ehrwürdig: und es gibt nichts Gutes, dessen der, der es besitzt, sich nicht füglich rühmen könnte: was aber bringt die Wollust denn mit sich? Macht sie den Menschen besser und ehrenwerther? Oder pflegt jemand den Genuß seiner Wollüste zu rühmen und auszuposaunen? Wenn nun aber auch die Wollust, um die sich doch die meisten annehmen, nicht unter das Gute zu zählen ist, und wenn sie das Gemüth desto mehr aus der Ruhe und aus dem Gleichgewichte bringt, je größer sie ist: so kann man wohl nur dann gut und glücklich leben, wenn man ehrbar und anständig lebt.

M. A.

II. Paradoxon.

Dem Tugendhaften mangelt nichts, um glücklich zu leben.

Niemahls habe ich den M. Regulus für beklagenswerth, unglücklich oder elend gehalten, denn nicht die Hoheit seiner Seele wurde ihm von den Karthaginensern heraus gefoltert, nicht seine Würde, nicht die Treue, nicht die Standhaftigkeit, nicht eine einzige große Eigenschaft, noch der Geist selbst, der unter dem Schirm und Geleit solcher Tugenden gewiß nicht mit dem Körper in Banden geschlagen werden konnte. Wir haben den C. Marius gesehen, der mir bey günstigem Schicksal einer der glücklichsten, in Widerwärtigkeiten einer der größten Männer schien, welches der höchste Gipfel des Glückes ist, den ein Sterblicher erreichen kann *). Du weißt nicht Thor, du

*) Cicero sagt hier, Marius sey im Glücke einer der glücklichsten, im Unglück einer der größten Männer gewesen. Mit mehr Recht scheint Valerius Maximus zu sagen: Marius sey unter den Unglücklichen der Unglücklichste, unter den Glücklichen aber der Glücklichste gewesen, — wenn nähmlich gewonnene Schlachten, und die Lust der Rache einen Menschen glücklich machen können. — Wenn man, sagt Plutarch, um die schönsten Handlungen der Menschen richtig zu beurtheilen, dieselben weder an und für sich betrachtet, noch auf das Ende, so sie gehabt, und eben

weißt nicht, welche Gewalt die Tugend hat, du mißbrauchst ihren Nahmen, ihr wahrer Werth ist dir unbekannt.

---

so wenig auf den Schimmer, den sie um ihre Urheber verbreitet haben, sondern einzig auf die Beweggründe sieht, wodurch sie hervorgebracht wurden, — so ist gewiß, daß weder der Charakter des Marius, noch des Pyrrhus tapfere Thaten große Lobsprüche verdienen, indem es ihnen ganz an demjenigen fehlt, was sie allein preiswürdig machen soll, nähmlich an einer gerechten und guten Triebfeder, welche die Seele großer Thaten ist. Nur Unternehmungen für Recht und für die Wohlfahrt der Menschen haben eigentlichen Anspruch auf Lob. Aber diese waren nie der Zweck weder bey Marius noch Pyrrhus. Beyde haben nichts gethan, als was dazu diente ihren Ehrgeitz zu befriedigen, und jene unersättliche Gierde nach Ruhm zu stillen, wovon sie unaufhörlich gequält wurden. Der übertriebene Ehrgeitz, der bey beyden allen Handlungen zum Grunde lag, läßt genug erkennen, daß moralische Handlungen weder des einen, noch des andern Stärke gewesen seyen.

Indeß stand von dieser Seite Marius dem Pyrrhus unendlich weit nach. Dieser Fürst hatte liebenswürdige Eigenschaften. Er war sanft, gastfrey, dienstfertig, erkenntlich. Marius war ungestüm und vergaß nie. Nie sah man an ihm das geringste Zeichen von Dankbarkeit. Sein Verfahren gegen Herennius, Metellus und Lutatius Catullus, der es mit dem Leben büßen mußte, zur Niederlage der Cimbern mehr beygetragen zu haben, als er — sind auffallende Beweise hievon. Was er gegen Turpilius that, der angeklagt war, die Stadt Vacca dem Ju-

Jeder wird in hohem Grade glücklich seyn, der alles durch sich selbst ist, der in sich alles Seinige setzt.

---

gurtha überliefert zu haben, ist noch viel abscheulicher. Er bewirkte seine Verdammung zum Tode; als nachher seine Unschuld erwiesen wurde, geriethen alle Richter in Verzweiflung, daß sie einen Unschuldigen verurtheilt hatten. Marius allein war darüber sehr erfreut; er rühmte sich dessen als einer schönen Handlung, und sagte laut: „er wäre es, der den Consul Metellus zu dem Ausspruche dieses ungerechten Urtheils gezwungen habe. Eine rächende Furie würde ihn nun ohne Unterlaß peinigen." Wie unsinnig! an die folternde Gewissensangst des Metellus zu glauben, der doch nur als Consul ein Urtheil gesprochen hatte, das gegen seine Meinung gefällt war, und nicht eine schrecklichere für sich selbst zu befürchten, der es bewirkt hatte. — Pyrrhus, sagt Plutarch später, war gut erzogen worden. Er war in Athen gewesen, er hatte einen gebildeten Geist, und es läßt sich nicht zweifeln, daß die Philosophie, welche die Welt erleuchtet hat, auch bey ihm ihre wohlthätigen Dienste gethan habe. Statt dessen brachte Marius seine erste Jugend ohne aller Erziehung auf dem Lande zu, der eigentliche Grund, warum er die Griechischen Wissenschaften nie leiden konnte. Allein es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß niemand ungestraft die Musen haßt. Er glich dem harten Erdreich, welches, wenn es unbebaut liegen bleibt, mehr Unkraut hervorbringt als Gutes. Jene Rohheit und Härte, jener wilde Ungestüm, jene Unkenntniß des Guten, die er sein Leben lang behielt, waren die Frucht dieser unglücklichen Abneigung; daher seine unverschämte Keckheit, um sich Ansehen zu verschaf-

Dem aber all sein Hoffen, Sinnen und Denken vom Zufall abhängt, der wird nie etwas Gewisses haben,

---

sen, daher jene kleinliche Verlegenheit und Furcht in den Volksversammlungen, wo er immer Rechtschaffenheit und Tugend dem Glücke opferte, bloß dem zu gefallen, was ihn erheben oder stürzen konnte. Daher alle seine andern Fehler, die ihn selbst auf dem Gipfel der Größe so unglücklich machten *). Eine Haupteigenschaft an ihm war Lügen. Er hielt es für eine vorzügliche Geschicklichkeit und Tugend, so daß er es sich sogar im Heiligthume der Gerechtigkeit erlaubte. Unter den schlechten Handlungen des Marius ist keine schändlicher, als die, daß er nach Asien ging, um den König von Pontus gegen Rom aufzuwiegeln, damit es in neue Kriege verwickelt, durch die dringende Gefahr gezwungen wäre, ihn noch einmahl zum Heerführer zu wählen. Diese einzige That begreift alle Laster in sich. Welche unglückliche Ehrsucht, welche Raserey, das Vaterland seinem Ehrgeize aufzuopfern! —

Man muß sich also nicht wundern, daß ein so brausender Kopf, ein Mann von so wilder Gemüthsart, so ganz von Herrschsucht geleitet, sein Alter mit allen Arten von Ungerechtigkeit und Grausamkeit besudelt hat. Haben solche unbändige und grausame Charaktere einmahl die Schranken der Gerechtigkeit überschritten, so ist nichts im Stande, ihnen Einhalt zu thun. Sie müssen nothwendig in der Bosheit ausschweifen, weil sie sich vor der Strafe ihrer

---

*) Wir haben hier nun gerade das Gegentheil von dem, was Cicero gesagt. Wer von beyden mehr Recht habe, ist wohl nicht schwer zu entscheiden.

nichts von dem er bestimmt wissen kann, daß es ihm einen Tag verbleiben werde. Einen solchen Menschen,

---

ersten Frevelthaten nicht anders als durch die folgenden sichern können. Daher wurde in Rom während der letzten Lebenszeit des Marius so viel Blut vergossen, und welches Blut! Die Vornehmsten des Senats und die rechtschaffensten Männer waren die Opfer jener ungeheuren Rache. Das Schwert der Cimbern hätte nicht so grausam gewüthet! Ihr Tod war verschieden. Pyrrhus kam im Gefechte um, mitten in der Stadt Argos, von einem Weibe verwundet, und vollends getödtet von einem Soldaten, der ihm den Kopf abschlug. Marius hingegen starb, nachdem er so viele Grausamkeiten verübt hatte, noch blutdürstig auf seinem Bette. Aber dieses dem Anscheine nach ruhige Hinsterben war viel trauriger als der Tod des Pyrrhus; denn die letzten Tage seines Lebens empfand er nichts als Furcht und Angst, die ihn weder Tag noch Nacht ruhen ließ. Er starb, durch die Erinnerung an die Vergangenheit, durch den Anblick der Gegenwart, und durch die Furcht vor der Zukunft gleich heftig gemartert (der große Mann im widrigen Schicksal!). — Der Geist der Rache, den er über Metellus hatte bringen wollen, begann ihn wegen seiner Frevelthat zu strafen, und rächte das Blut, das er vergossen hatte. So sehr ist es wahr, was Platon sagt, daß Frevler und Bösewichter in dem Augenblick des Todes alles, worüber sie sich während ihres Lebens mit Hohngelächter weggesetzt hatten, zu fürchten anfangen: alsdann von Schrecken und Argwohn ergriffen, von Gewissensbissen gepeinigt, haben sie wachend und schlafend die Verzweiflung zur einzigen

wenn du auf ihn stoßest, wirst du mit Drohungen des Todes oder der Verweisung schrecken können, mir aber möge was immer in einem so undankbaren Staate begegnen, ich werde es dulden, ohne zu murren, ja ohne zu widerstreben; denn was ich immer gearbeitet, gethan, wohin all mein Trachten und Denken gerichtet war, was soll es mir, wenn ich das nicht erreichte, nicht das erlangte, daß ich auf einen Standpunct kam, wo mich weder die Tücke des Schicksals, noch die Unbilden der Feinde erschüttern.

Du drohst mir mit dem Tode, daß ich die Menschen überhaupt, oder mit Verweisung, daß ich nur die Schlechten verlassen müsse? Der Tod ist nur jenem schrecklich, denen mit ihrem Leben alles abstirbt, nicht denen, deren Ruhm ewig dauert. — Die Verweisung aber nur jenen, die gleichsam auf einen bestimmten Ort zu leben eingeschränkt sind, nicht jenen, die den ganzen Umkreis der Erde nur als Eine Stadt ansehen. Dich drücken Elend und Beschwerden, der

---

Gefährtinn, indeß der Rechtschaffene, der ein unsträfliches Leben führt, von der süßen Hoffnung begleitet wird, welche Pindar die beste Pflegerinn des Alters nennt. Denn es ist eine ausgemachte Wahrheit, ein glückliches Alter ist der Kranz des Ruhmes und des guten Bewußtseyns, der sich nur auf den Pfaden der Rechtschaffenheit findet.

du dich glücklich und mächtig wähnst; dich quälen deine eigenen Begierden, dich foltert's Tag und Nacht, dem nichts, was ist, genügt, der du auch immer das zu verlieren zitterst. Dich stachelt das Bewußtseyn deiner Verbrechen, du bebst vor Gerichten und Gesetzen, wo du nur hinblickst. — Wie Furien stehen deine Schandthaten vor dir, und gönnen dir keine Ruhe.

Daher, so wie keinem Böſewicht, keinem Thoren oder Dümmling etwas gut seyn kann, so kann auch der Gute, der Starkmüthige, der Weise nie elend seyn; und zu loben ist das Leben desjenigen, dessen Tugend und Sitten lobenswerth sind; und ein Leben ist nicht zu fliehen, das zu loben ist, es wäre aber zu fliehen, wenn es elend wäre. Was also immer lobenswerth ist, soll auch für beseligend, herrlich und wünschenswerth gehalten werden.

Anton Spaun.

Ein Gespräch
über
Leidenschaften.

A. Marius war doch groß!

B. In welcher Hinsicht?

A. Überhaupt, überhaupt!

B. Warum?

A. Wie kannst du ihn betrachten, auf den Trümmern von Carthago sitzend, voll Kraft und ungebeugtem Trotz, wie ein höheres Wesen, das erhaben ist über alle Schläge des Schicksals, ohne etwas von seiner Größe zu empfinden?

B. Mich erhebt der Gedanke an die Kraft, die im Menschen liegt — aber für deinen Helden nicht die leiseste Regung von Achtung oder Bewunderung!

A. Du hast keinen Sinn für's Große!

B. Sage mir, würde Marius dir auch so groß scheinen, wenn er Syllas Glück und Catullus Ruhm mit Gleichmuth ertragen hätte, weil das Vaterland abey gewann? wenn er seine Rachsucht der öffentlichen Wohlfahrt untergeordnet hätte?

A. Ein anderer, in dem die Leidenschaft nicht so stark gewesen wäre, hätte es wohl gethan, und sich vielleicht noch gebrüstet. — Tugend nennen wir oft, was Schwäche ist.

B. Diese Schwäche hatte Marius wahrlich nicht. Also die Größe seiner Leidenschaften, und die ungeheure Kraft, die sie in Bewegung setzten, ist's, was dir deine Bewunderung abnöthigt?

A. Ich fühle mich klein gegen ihn.

B. Aber ist denn nicht Leidenschaft ein Zustand des Leidens, wie es das Wort selbst schon beweist?

A. Immerhin.

B. Und was scheint dir denn größer, zu leiden ohne Widerstand, oder sich über jede Gewalt noch mit dem Geiste zu erheben, sich frey aus dem leidenden Zustande in einen thätigen zu versetzen?

A. Wohl das letztere, aber es würde dir schwer werden, mir von des Marius leidendem Zustand eine deutliche Vorstellung zu geben. Seine Feinde mögen wohl mehr von der Thätigkeit seines Geistes empfunden haben!

B. Sey nicht kindisch, — was die empfunden haben, ist hier sehr gleichgültig. Wahrscheinlich nicht mehr, als das nicht gut stehen ist neben einem Kinde, das ein geschliffenes Schwert in der Hand hat. — Zorn, Rachgier, Herrschsucht — Liebe (nicht in

der allgemeineren reineren Bedeutung genommen,) u. s. w. — sind Leidenschaften; wo glaubst du, daß diese ihre Wurzel haben?

A. Wie meinst du das?

B. Kann man sich zu einer Leidenschaft bestimmen, Kraft der Reflexion, auf das bloße Geheiß der Vernunft?

A. Nichts weniger.

B. Leidenschaft ist also etwas Unwillkührliches, eine Empfindung, und hat ihre Wurzeln im Empfindungsvermögen.

A. So scheint es.

B. Wer nun sehr stark empfindet, jeder menschlichen Regung nur im vergrößerten Maßstabe fähig ist, — den bewundern wir, weil durch solche Charaktere mehr gethan und ausgerichtet wird, als durch tausend andere. —

A. Und das mit Recht.

B. Aber was ist denn nun bey diesen starken, großen Empfindungen, Leidenschaften — dasjenige, was leidet?

A. Ich wüßte nicht —

B. Ich will weiter aushohlen: Ist es der Kern unseres Wesens, seine höchste, innerste Kraft — zu empfinden —?

A. Vielleicht.

B. Oder ist es vielmehr dasjenige, was die Empfindung vernimmt, sie überdenkt, gegen andere Empfindungen abwägt, und sodann für oder gegen sie streitet? —

A. Das thut allerdings die Vernunft, oder wenn du lieber willst, unser eigentliches Ich — doch vermag dieses nur selten etwas gegen eine starke überwiegende Empfindung.

B. Richtig. Wo also diese so stark und überwiegend geworden, daß die Vernunft, unser eigentliches Ich, nichts dagegen vermag — da sind wir im Zustand der Leidenschaft. —

Das edelste in uns, die Seele, leidet, und dienet mit allen übrigen Kräften, der Einen, Herr gewordenen.

Wenn sie nun in diesem Dienste unermüdet mit aller Kühnheit und Standhaftigkeit fröhnt, — recht betäubende Gewaltstreiche ausführt, — das nennst du groß seyn? Du wirst doch keiner von denen seyn, die sich so leicht betäuben lassen?

A. Mein Herz kann meinem Kopfe kaum folgen.

B. Schau fest, und es wird ihm bald folgen.

Anton Spaun.

Nicht acht' ich den für groß, den Leidenschaft
Zum Guten, wie zum Bösen stürmisch reißt,

Und zeigten Riesenkraft auch seine Thaten,
Der Zufall ist sein Herr, er selbst ein Rohr,
Das hiehin, dorthin jedem Winde schwankt.
Den nenn' ich groß, der seiner Leidenschaft
Ein besseres, auf Pflicht gebahntes Wollen,
In sich gefaßt, mit Ernst entgegenstemmt.
Der aushält, streitet, überwieget, siegt; —
Denn wahrlich zu des Kampfes kurzen Stunden
Bereitet nur in Jahren sich die Kraft,
Die in dem Heiligthume stiller Muße
Das Heer der Gründe sammelt, ordnet, reiht,
Daß es, wenn wilde Leidenschaft einst stürmt,
Zum ernsten Kampf mit sich — bereitet steh'.

Collin im Regulus.

Scenen

aus dem noch ungedruckten Trauerspiele

Cäsar.

Dreyzehnte Scene.

Cäsar. M. Brutus (tritt ein).

Cäsar (geht ihm entgegen und faßt ihn bey der Hand).

Ich grüße dich mein Brutus. Hat die Stoa
Dich endlich doch einmahl aus ihren Hallen
Entlassen? Nun ich zünde Jupitern,
Dem Gastlichen, noch heut' ein Opfer an
Für dieses Wunder.

Brutus.

Ich bekenne dir
Daß ich aus meiner stillen Einsamkeit
Nur ungern scheide; seit geraumer Zeit
Dictator, hab' ich ihr völlig so mich
Ergeben, und der Schule, die du nanntest,
Daß ich die Welt darüber glücklich fast
Vergessen habe.

Cäsar.

Meine Freundschaft ist
Doch mit der Welt nicht Ein's?

Brutus.

O wahrlich nicht
Sie spricht von allen Wänden dieses Hauses
Mit Tönen alter Zeit mich freundlich an.

Cäsar.

Und doch versäumest du, es zu besuchen.
Ich habe dich mitunter gar zum Prätor
Gemacht, damit du wenigstens mir danken,
Und also kommen solltest.

Brutus.

Wie Dictator?

Cäsar.

Ich bitte, laß das Wort doch weg. Ich bin
Dictator für die Römer, nicht für dich.

Brutus.

Du hast mich in Verlegenheit gesetzt
Mit dieser Würde, und von dir und mir
Vielleicht die Neigung, das Vertrauen vieler
Der Edelsten von Rom gewendet.

Cäsar.

Cassius
Verzeiht mirs freylich nicht, ich mag mir ihn

Auch gern zum Feinde machen, wenn ich dich
Dadurch nur mir verbinden könnte.

Brutus.

Cäsar,
Das Wohl von Rom beruht auf deinem Willen,
Es darf des Freundes Neigung nicht so leicht
Mit des Dictators ernstem Willen spielen.

Cäsar.

So darf sie's wahrlich: Sorg ich nicht für Rom?
Und müssen sie die Wahl der Freundschaft nicht
Für gut erkennen?

Brutus.

Doch hat Cassius
Den größern Anspruch nach den Rechten Roms,
Nach ihnen sollst du sprechen, das erwartet
Senat und Volk. Es drücket, glaube mir,
Der bloße Schein von schrankenloser Macht,
Die drohende Verlängerung der Rechte
Der Dictatur ein römisches Gemüth;
Doch sieht der Römer noch die alte Form
In ihr, ein unvermeidlich hartes Mittel
Die Republik zu retten und zu halten.
Was muß er denken, wenn du jene Form,
Die einz'ge, die dich bindet, ohne Scheu
Zertrümmerst, deiner Neigung Willkühr ihm
An des Gesetzes Stelle setzest?

Cäsar.

Wenn die Form
Veraltet nichts mehr taugt, so brech' ich sie.

Brutus.

Du brichst sie? Du allein? Sie ist des Volkes
Geweihtes, altes Eigenthum. Wer darf
Sie brechen, als der sie gebaut? Sie ist
Erfunden seit Jahrhunderten, mit Blut
Befestigt steht sie da zum Schutze wider
Des Einzelnen gefährlich neue Macht;
Was sichert ohne sie des Volkes Recht
In deiner Hand?

Cäsar.

Was kümmert mich sein Recht?
Ich will sein Glück.

Brutus.

Und wenn dieß Glück für Römer
Nun ohne Freyheit nicht bestehen könnte? —
Mein Freund, es ist ein sehr gewagter Schritt
In eines Volkes lang verjährte Formen
Mit Eigenmacht zu greifen. Seyen sie
Auch drückend, werden sie mißbraucht, es lebt
In ihnen doch der Ahnen Geist, und wenn
Er aus dem Leben längst entschwunden, fort,
Der Stolz des Volkes in Worten, wenn die That
Ihn längst beschämt. Es hält noch manchen Rest

Von alter Tugend und auf ihn beruht
Des Volkes Glück.

Cäsar.

Ein trüglich eitel Wesen —
Und dieses Scheinbild soll ich ehren? Nein
Das Neue muß die neue Zeit beleben,
Sie stirbt am Moder alter Formen ab.
Ich fühle mich berufen es zu schaffen,
Sieh her (ihn vor Alexanders Büste führend).
Verdenkst du's dem großen König
Daß er der Griechen Freyheit nicht geachtet,
Ein sehr gefährlich Spielzeug in der Hand
Des kindisch alten Volkes! Weg damit!
Verjüngen muß sich alles, und das Große
Erschafft des Volkes träge Masse nicht,
Die an Gewohnheit aus Gewohnheit klebt.
Ein Einziger erscheint und reißt es los,
Und schafft in neuen Formen neues Leben.

Brutus (nach einer Pause).

Ja du hast tiefer über unsre Zeit
Gedacht, als ich es glaubte.

Cäsar.

Der Gedanke
Bestimmte meines Lebens letzte Thaten,
Ich bin noch nicht damit zu Ende (ihm näher tretend
und ihn vertraulich bey der Hand fassend).

Rom
Verkennt mich noch, verkennest du mich auch?
Ich fürcht' es, doch ich mag's nicht glauben.

Brutus.

Cäsar!

Cäsar.

Was wirst du sagen, wenn ich nach der Krone,
Die mir Antonius gebothen, einst
Entschieden greife?

Brutus.

(Wirklich — also wirklich?)

Cäsar.

Was wirst du sagen?

Brutus.

Cäsar, seit den Tagen
Bey Pharsalus beschäftigt sich mein Geist
In allen seinen Tiefen, diese Frage
Zu lösen —

Cäsar.

Und die Antwort?

Brutus.

Hab' ich nicht
Gefunden; denn sie ruht im tiefsten Dunkel
Der Zukunft, und dem Sterblichen vergönnt
Das Schicksal keinen Blick in diese!

Cäsar.

Doch
Es greift der Mensch mit jeder seiner Thaten
In's Reich der Zukunft, und wie herrlich ist's
Mit gutem Willen mächtig auf sie wirken.

Brutus.

Doch Kühnheit auch, den Göttern sich zu gleichen.

Cäsar.

In unsrem Busen wohnen unsre Rechte,
Und künden sich in Kraft und Willen uns
Unwidersprechlich an.

Brutus.

O fürchte diesen
Verwegnen Glauben, der zum Ungeheuren
Verführen kann

Cäsar.

Und kennet mich mein Freund
So wenig? — Traut so wenig meinem Herzen?
Ich bin nicht böse Brutus, bey den Göttern!
Ich will das Gute. Sieh, ich kann es sagen
Die Jahre haben meine Leidenschaften
Gekühlt; die einz'ge, die als Lebenstrieb
In mir noch glüht, das Streben nach der Herrschaft
Veredelt. Was der ungestüme Drang
In mir durch meines Lebens erste Hälfte,
Zerstört, das kann ich nur mit Allgewalt

Gebiethend meinem Vaterland ersetzen;
Ich muß: Ich will es. Und mit diesem Willen
Wirst du doch eines Sylla Thaten nicht
Von mir befürchten?

Brutus.

Nein beym Jupiter!
Doch Gutes wollend, Böses schaffen, kann
Der Mensch, der kühn mit Riesenkräften spielend
Die Gegenwart der Zukunft, seinem Stolze
Das Glück der Völker opfern kann. Und willst
Du nichts als still dein Vaterland beglücken,
Du kannst es, hast so schön bereits begonnen,
Warum den Schein der Tyranney?

Cäsar (heftig).

Warum?
Weil ich nicht anders kann.

Brutus.

Ja freylich, dann —

Cäsar.

Ihr sprecht so leicht, ihr Ruhigen, das Urtheil
Dem höher'n Feuergeiste, der die Schranken
Gemeiner Pflichten überfliegt, und wollt,
Die Flamme soll nur leuchten, wärmen, nicht
Verzehren. Nennet mir nicht immer Schein
Was ich erstrebe, dessen Hoffnung mir
Das Herz erhebt; ich fühl' es, es ist wirklich,

Es ist so wahr, und wahrer noch vielleicht
Als eure Tugend, die es kalt verachtet. —
Ich bin kein Knabe, aber sieh, es schlug
Das Herz mir vor erschütternder Erwartung,
Als mir Antonius das Diadem
Zu reichen kam. Es ist erhebend schön,
In einem Augenblick die Unterwerfung
So vieler tausend Geister stolz zu fühlen,
Geschmücket mit dem königlichen Zeichen
Ein Gott zu wandeln unter Sterblichen!
Groß ist es, oder nichts ist groß im Leben.

Brutus.

So wolltest du die Freyheit deinem Stolze
Zum Opfer bringen?

Cäsar.

Diese Freyheit — ja.
Was kann sie denn, als Bürgerkrieg entzünden?

Brutus.

Und eine Bessre? —

Cäsar.

Wird den Römern nimmer.
Ich gebe Frieden, Ordnung diesem Reiche,
Und Roms Gesetze fernen Nationen.
In meinen Planen liegt die Welt.

Brutus.

Gewiß,

Nur dafür darfst du deinem Vaterlande
Die Tugenden der Freyheit mit der Hoffnung
Auf diese nun auf immer rauben — und
Es bleibt doch immer ein gewagter Tausch.

Cäsar.

Es zählt die Welt erst einen Alexander,
Man nennet wohl auch ihn Tyrann; dafür
Ist auch das griechische Morgenland, das er
Erschuf, das Denkmahl seines großen Geistes.
Vermöcht' ich es dem Abendland zu werden,
Was er gewesen, die Barbarenstämme
Zu Menschen und zu Bürgern zu erobern!
Ich will es; aber königlicher Macht
Bedarf ich, um in diesem Geiste frey
Zu wirken. Sieh, mein ganzes Wesen lebt
In diesem Plane. Wirken, Schaffen und
Zerstören muß ich, — herrschen muß ich! ruhig
Zu seyn vermag ich nicht; wie kann ich schöner
Mein Daseyn wirken lassen? Fühlst du nun,
Ich kann nicht anders?

Brutus.

Ja, ich fühl' es tief!

Cäsar.

O Schicksal, warum ließest du mich nicht
Auf einem Throne mit dem Herrschergeist
Geboren werden? Warum mußt' ich erst

Mein Vaterland zerstörend ihn erkämpfen,
Daß ich beginnen könnte, wo ich ende! —

Brutus.

Cäsar, fürwahr, du bist ein großer Mensch!

Cäsar.

Du fassest mich so ganz: — O warum muß
Dich deine Tugend ewig von mir trennen?
Die Freyheit Roms ist wahrlich nimmer werth,
Daß du ihr meine Liebe mit der Aussicht
Auf höh'res Wirken opferst. Sieh, es wird
Der Abend meines Lebens mich vielleicht
In Mitte meiner Thaten überraschen; —
Wem könnt' ich das Vermächtniß meiner Plane
Zur ruhigen Vollendung überlassen,
Als dir? — Ich habe dich ja Sohn genannt!

Brutus (steht schweigend und erschüttert, sein ganzes Wesen zeigt schmerzlichen Kampf).

Cäsar.

Wir haben lange nicht so traulich, ernst
Gesprochen mit einander. — Nun zum Abschied
Umarme mich mein Sohn!

Brutus (stürzt in seine Arme, reißt sich los, und geht schnell ab.)

Cäsar.

Auf Wiedersehen!

(Ende des zweyten Actes.)

Ottenwalt.

Cäsar.

Meine Freundschaft ist
Doch mit der Welt nicht Ein's?

Brutus.

O wahrlich nicht
Sie spricht von allen Wänden dieses Hauses
Mit Tönen alter Zeit mich freundlich an.

Cäsar.

Und doch versäumest du, es zu besuchen.
Ich habe dich mitunter gar zum Prätor
Gemacht, damit du wenigstens mir danken,
Und also kommen solltest.

Brutus.

Wie Dictator?

Cäsar.

Ich bitte, laß das Wort doch weg. Ich bin
Dictator für die Römer, nicht für dich.

Brutus.

Du hast mich in Verlegenheit gesetzt
Mit dieser Würde, und von dir und mir
Vielleicht die Neigung, das Vertrauen vieler
Der Edelsten von Rom gewendet.

Cäsar.

Cassius
Verzeiht mirs freylich nicht, ich mag mir ihn

Auch gern zum Feinde machen, wenn ich dich
Dadurch nur mir verbinden könnte.

Brutus.

Cäsar,
Das Wohl von Rom beruht auf deinem Willen,
Es darf des Freundes Neigung nicht so leicht
Mit des Dictators ernstem Willen spielen.

Cäsar.

So darf sie's wahrlich: Sorg ich nicht für Rom?
Und müssen sie die Wahl der Freundschaft nicht
Für gut erkennen?

Brutus.

Doch hat Cassius
Den größern Anspruch nach den Rechten Roms,
Nach ihnen sollst du sprechen, das erwartet
Senat und Volk. Es drücket, glaube mir,
Der bloße Schein von schrankenloser Macht,
Die drohende Verlängerung der Rechte
Der Dictatur ein römisches Gemüth;
Doch sieht der Römer noch die alte Form
In ihr, ein unvermeidlich hartes Mittel
Die Republik zu retten und zu halten.
Was muß er denken, wenn du jene Form,
Die einz'ge, die dich bindet, ohne Scheu
Zertrümmerst, deiner Neigung Willkühr ihm
An des Gesetzes Stelle setzest?

Cäsar.

Wenn die Form
Veraltet nichts mehr taugt, so brech' ich sie.

Brutus.

Du brichst sie? Du allein? Sie ist des Volkes
Geweihtes, altes Eigenthum. Wer darf
Sie brechen, als der sie gebaut? Sie ist
Erfunden seit Jahrhunderten, mit Blut
Befestigt steht sie da zum Schutze wider
Des Einzelnen gefährlich neue Macht;
Was sichert ohne sie des Volkes Recht
In deiner Hand?

Cäsar.

Was kümmert mich sein Recht?
Ich will sein Glück.

Brutus.

Und wenn dieß Glück für Römer
Nun ohne Freyheit nicht bestehen könnte? —
Mein Freund, es ist ein sehr gewagter Schritt
In eines Volkes lang verjährte Formen
Mit Eigenmacht zu greifen. Seyen sie
Auch drückend, werden sie mißbraucht, es lebt
In ihnen doch der Ahnen Geist, und wenn
Er aus dem Leben längst entschwunden, fort,
Der Stolz des Volkes in Worten, wenn die That
Ihn längst beschämt. Es hält noch manchen Rest

Von alter Tugend und auf ihn beruht
Des Volkes Glück.

Cäsar.

Ein trüglich eitel Wesen —
Und dieses Scheinbild soll ich ehren? Nein
Das Neue muß die neue Zeit beleben,
Sie stirbt am Moder alter Formen ab.
Ich fühle mich berufen es zu schaffen,
Sieh her (ihn vor Alexanders Büste führend).
Verdenkst du's dem großen König
Daß er der Griechen Freyheit nicht geachtet,
Ein sehr gefährlich Spielzeug in der Hand
Des kindisch alten Volkes! Weg damit!
Verjüngen muß sich alles, und das Große
Erschafft des Volkes träge Masse nicht,
Die an Gewohnheit aus Gewohnheit klebt.
Ein Einziger erscheint und reißt es los,
Und schafft in neuen Formen neues Leben.

Brutus (nach einer Pause).

Ja du hast tiefer über unsre Zeit
Gedacht, als ich es glaubte.

Cäsar.

Der Gedanke
Bestimmte meines Lebens letzte Thaten,
Ich bin noch nicht damit zu Ende (ihm näher tretend
und ihn vertraulich bey der Hand fassend).

Rom
Verkennt mich noch, verkenneſt du mich auch?
Ich fürcht' es, doch ich mag's nicht glauben.

Brutus.

Cäſar!

Cäſar.

Was wirſt du ſagen, wenn ich nach der Krone,
Die mir Antonius gebothen, einſt
Entſchieden greife?

Brutus.

(Wirklich — alſo wirklich?)

Cäſar.

Was wirſt du ſagen?

Brutus.

Cäſar, ſeit den Tagen
Bey Pharſalus beſchäftigt ſich mein Geiſt
In allen ſeinen Tiefen, dieſe Frage
Zu löſen —

Cäſar.

Und die Antwort?

Brutus.

Hab' ich nicht
Gefunden; denn ſie ruht im tiefſten Dunkel
Der Zukunft, und dem Sterblichen vergönnt
Das Schickſal keinen Blick in dieſe!

Cäsar.

Doch
Es greift der Mensch mit jeder seiner Thaten
In's Reich der Zukunft, und wie herrlich ist's
Mit gutem Willen mächtig auf sie wirken.

Brutus.

Doch Kühnheit auch, den Göttern sich zu gleichen.

Cäsar.

In unsrem Busen wohnen unsre Rechte,
Und künden sich in Kraft und Willen uns
Unwidersprechlich an.

Brutus.

O fürchte diesen
Verwegnen Glauben, der zum Ungeheuren
Verführen kann

Cäsar.

Und kennet mich mein Freund
So wenig? — Traut so wenig meinem Herzen?
Ich bin nicht böse Brutus, bey den Göttern!
Ich will das Gute. Sieh, ich kann es sagen
Die Jahre haben meine Leidenschaften
Gekühlt; die einz'ge, die als Lebenstrieb
In mir noch glüht, das Streben nach der Herrschaft
Veredelt. Was der ungestüme Drang
In mir durch meines Lebens erste Hälfte,
Zerstört, das kann ich nur mit Allgewalt

Gebiethend meinem Vaterland ersetzen;
Ich muß: Ich will es. Und mit diesem Willen
Wirst du doch eines Sylla Thaten nicht
Von mir befürchten?

Brutus.

Nein beym Jupiter!
Doch Gutes wollend, Böses schaffen, kann
Der Mensch, der kühn mit Riesenkräften spielend
Die Gegenwart der Zukunft, seinem Stolze
Das Glück der Völker opfern kann. Und willst
Du nichts als still dein Vaterland beglücken,
Du kannst es, hast so schön bereits begonnen,
Warum den Schein der Tyranney?

Cäsar (heftig).

Warum?
Weil ich nicht anders kann.

Brutus.

Ja freylich, dann —

Cäsar.

Ihr sprecht so leicht, ihr Ruhigen, das Urtheil
Dem höher'n Feuergeiste, der die Schranken
Gemeiner Pflichten überfliegt, und wollt,
Die Flamme soll nur leuchten, wärmen, nicht
Verzehren. Nennet mir nicht immer Schein
Was ich erstrebe, dessen Hoffnung mir
Das Herz erhebt; ich fühl' es, es ist wirklich,

Es ist so wahr, und wahrer noch vielleicht
Als eure Tugend, die es kalt verachtet. —
Ich bin kein Knabe, aber sieh, es schlug
Das Herz mir vor erschütternder Erwartung,
Als mir Antonius das Diadem
Zu reichen kam. Es ist erhebend schön,
In einem Augenblick die Unterwerfung
So vieler tausend Geister stolz zu fühlen,
Geschmücket mit dem königlichen Zeichen
Ein Gott zu wandeln unter Sterblichen!
Groß ist es, oder nichts ist groß im Leben.

Brutus.

So wolltest du die Freyheit deinem Stolze
Zum Opfer bringen?

Cäsar.

Diese Freyheit — ja.
Was kann sie denn, als Bürgerkrieg entzünden?

Brutus.

Und eine Bess're? —

Cäsar.

Wird den Römern nimmer.
Ich gebe Frieden, Ordnung diesem Reiche,
Und Roms Gesetze fernen Nationen.
In meinen Planen liegt die Welt.

Brutus.

Gewiß,

Nur dafür darfst du deinem Vaterlande
Die Tugenden der Freyheit mit der Hoffnung
Auf diese nun auf immer rauben — und
Es bleibt doch immer ein gewagter Tausch.

Cäsar.

Es zählt die Welt erst einen Alexander,
Man nennet wohl auch ihn Tyrann; dafür
Ist auch das griechische Morgenland, das er
Erschuf, das Denkmahl seines großen Geistes.
Vermöcht' ich es dem Abendland zu werden,
Was er gewesen, die Barbarenstämme
Zu Menschen und zu Bürgern zu erobern!
Ich will es; aber königlicher Macht
Bedarf ich, um in diesem Geiste frey
Zu wirken. Sieh, mein ganzes Wesen lebt
In diesem Plane. Wirken, Schaffen und
Zerstören muß ich, — herrschen muß ich! ruhig
Zu seyn vermag ich nicht; wie kann ich schöner
Mein Daseyn wirken lassen? Fühlst du nun,
Ich kann nicht anders?

Brutus.

Ja, ich fühl' es tief!

Cäsar.

O Schicksal, warum ließest du mich nicht
Auf einem Throne mit dem Herrschergeist
Geboren werden? Warum mußt' ich erst

Mein Vaterland zerstörend ihn erkämpfen,
Daß ich beginnen könnte, wo ich ende! —

Brutus.

Cäsar, fürwahr, du bist ein größer Mensch!

Cäsar.

Du fassest mich so ganz: — O warum muß
Dich deine Tugend ewig von mir trennen?
Die Freyheit Roms ist wahrlich nimmer werth,
Daß du ihr meine Liebe mit der Aussicht
Auf höh'res Wirken opferst. Sieh, es wird
Der Abend meines Lebens mich vielleicht
In Mitte meiner Thaten überraschen; —
Wem könnt' ich das Vermächtniß meiner Plane
Zur ruhigen Vollendung überlassen,
Als dir? — Ich habe dich ja Sohn genannt!

Brutus (steht schweigend und erschüttert, sein ganzes Wesen zeigt schmerzlichen Kampf).

Cäsar.

Wir haben lange nicht so traulich, ernst
Gesprochen mit einander. — Nun zum Abschied
Umarme mich mein Sohn!

Brutus (stürzt in seine Arme, reißt sich los, und geht schnell ab.)

Cäsar.

Auf Wiedersehen!

(Ende des zweyten Actes.)

Ottenwalt.

Kurze Sprüche und Maximen.

Nur dem Weisen ist klar, was er lieben muß.

Diogenes.

— — Welcher die Götter
Pfleget, der Sterbliche hat selber den meisten Gewinn.

Theocrit.

Es ist leicht, sich vorzustellen wie Gott die Geschenke der Gottlosen ansehen werde, da kein ehrlicher Mann von einem Gottlosen beschenkt zu werden verlangt.

Platon.

Der Besitz aller Arten von Kenntnissen ohne der Kenntniß dessen, was das Beste ist, ist selten nützlich, in den meisten Fällen aber schädlich.

Platon.

Man soll den Leib und die Seele, wie zwey zusammen gespannte Pferde in gleichem Schritte gehen lassen, und den Körper vorzüglich dann, wenn

er der Seele in ihren Beschäftigungen hilft, warten und pflegen. Denn unter allen Geschenken, welche die schöne, liebenswürdige Gesundheit ertheilen kann, ist die Nichthinderung der Erkenntniß des Guten, und dessen Ausübung in Reden und Handlungen das Größte und Wichtigste.

Platon.

Wer der Weisheit die Gesundheit opfert, hat meistens auch die Weisheit mitgeopfert.

J. Paul.

Längst hab' ich das in meiner Seele wohl erkannt,
Für andre Menschen lebet der gerechte Mann.
Doch weß Gemüth nur eignen Vortheil stets begehrt,
Der ist dem Staat unnütz, ein ungetreuer Freund
Und nur sich selbst ersprießlich.

Euripides.

Auch in dem, was nur Einem Menschen zuträglich ist, liegt etwas Würdiges. Edler und göttlicher aber ist es, einem ganzen Volke, einem ganzen Staate zu nützen.

Aristoteles.

Der ungebildete Mensch weiß oft nicht, was er thun, oder was er unterlassen soll, und um dieses Irrthums Willen werden viele ungerecht und böse; und

ganz unverschuldet muß man das nicht nennen, wenn jemand nicht weiß, was ihm nützt.

Aristoteles.

Der beste Bürger ist derjenige, der sowohl, wenn er selbst Geschäfte zu leiten, als wenn er unter der Leitung Anderer zu stehen hat, seine Handlungen weiß zu dem wahren Zwecke der bürgerlichen Vereinigung, zur Beförderung der Tugend, und der edleren Geistesthätigkeit hinzulenken.

Aristoteles.

Nicht bloß unsere Hände und unsere Füße, und unsere körperlichen Kräfte gehören dem Staate als Eigenthum an; er hat vorzüglich ein Recht auf unsere Seele, und alles, was diese Schönes hat, ich meine die Gerechtigkeit, Mäßigkeit und die Klugheit.

Plutarch.

Der junge Biber.

Ein reges Bibervölkchen baute
Das dritte Stockwerk auf sein Haus.
Der Jüngsten einer nur saß unbewegt und schaute
Mit trüber Stirn ins weite Feld hinaus.
Warum so müßig? sprach ein weiser Biber —
Was kümmert dich? frisch angefaßt!
Dann geh'n die Grillen bald vorüber.
Die gute Laune weicht von dem, der Arbeit haßt.
Meinst du, ich scheue sie? versetzte
Der andere; Müßiggang ist mir die größte Pein,
Und wahrlich bin ich nicht der letzte,
Wo etwas Löbliches begonnen wird; allein
Das Werkchen dünkt mich gar zu klein,
Wie könnt es einem Freude bringen,
Wenn man sich höher aufzuschwingen
Den mächt'gen Trieb im Busen nährt?
O siehe dort, an jenen Felsen-Wänden,
Von jener stolzen Burg, die Kunst von Menschen-
Händen.

Ein solcher Bau ist seines Kranzes werth.
Zur Wolke steigen sie empor, die kühnen Lasten
Muß da nicht mit beschämten Blick
Ein Biber auf sein Meisterstück —
Herunter sehen? — Ja Phantasten
Wie du, die keine Stunde rasten
Und dennoch müßig gehen, weil, mit sich selbst entzweyt,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen,
Das aber nicht thun, was sie sollen.
An unsre Hütten hast du noch
Dich nicht gewagt: und träumest doch
Von Schlössern, hochgethürmt, die an den Himmel reichen.
Fang an mit deiner Kunst den Brüdern dich zu weih'n,
Denn, wär es dir vergönnt, den Menschen je zu gleichen
So müßtest du zuvor der beste Biber seyn.

J. G. Jacobi.

Eine weise Fabel! Darf ich ihre Lehre wiederhohlen. Mich dünkt, sie kann nicht zu oft vorgetragen werden. Bleib' in dem Wirkungskreise, der dir gemäß ist, und laß dir daran genügen. Versuch es darin zu leisten was geleistet werden kann und soll, und dann sey aufrichtig gegen dich selbst, und sage, ob du dir und andern darin genug thuest. Und so lange

du dem Kleinen nicht gewachsen bist, laß die Gedanken an's Große fahren. Wie manchem ist das, was er zu klein für sich findet, bey weitem zu groß! Wie mancher ist so groß in seinem Sinn, und so klein in seinem Thun! Das ist die wahre Kleinheit, immer träumen, reden vom Großen und darauf sich was zu Gute thun, und nichts vollbringen. Anfangen müssen wir alle mit Kleinem, daß wir daran lernen, uns daran üben und stärken, um nach und nach immer Größerem gewachsen zu werden; für eigentlich große Dinge sind nur wenige Menschenseelen gemacht. Aber was ein Mensch irgend auch im Kleinen, Löbliches, Nützliches, Schönes und Gutes lernt, verrichtet, befördert, worin er mit ganzer Seele wirksam ist, und seinen Platz zum Besten Anderer ganz ausfüllet, ganz — das ist: was er unter diesen Umständen, an dieser Stelle seyn soll; das ist der Achtung und des Dankes der übrigen werth, wenn auch freylich in der Weltgeschichte keine Zeile davon redet. Wenn nur einmahl alles Kleine auf Erden wohl bestellt wäre, wenn einmahl jeder dem, was ihm beschieden ist, seinem Beruf, seinem Geschäfte, seinem Hause wohl vorstände, wenn in allen kleinen Verhältnissen des Lebens jeder sich's angelegen seyn ließe, das möglichste Gute zu fördern und zu stiften, dann würden wohl die großen Thaten weniger, die Ge-

schichte würde viel einfacher werden: aber die Menschheit würde besser und glücklicher seyn.

Der wahrhaft große Mann verrichtet große Thaten, damit das Kleine aufkommen und gedeihen möge. Daß jeder Einzelne sich eines wahrhaft menschlichen Lebens erfreue, um deßwillen allein ist das Große jederzeit geschehen. Darum ist der Krieg um des Friedens Willen, das Gesetz um der häuslichen Zucht, Ordnung und Glückseligkeit Willen da.

Diesen Zweck im Auge, wirken, unablässig mit Kraft und mit Mäßigung, ohne Rücksicht auf Ruhe und Wohlseyn im eignen Leben, das ist groß, geschehe es wie und wo es sey. Ein gepriesenes Heldenleben voll Beschwerden, Aufopferungen und Thaten kann in der Beziehung wenig gelten, und das Leben manches unbeachteten Mannes, der in seinem Kreise dahin arbeitet, die Menschen vom Bedürfniß und Vorurtheil auf dem besten Wege frey zu machen, der für viele sorgt und denket, der Sicherheit, Ordnung, Fleiß, Wohlstand um sich herum fördert, um auf diesem Grunde menschliche Bildung zu bauen, um jeden nach Verschiedenheit seines Standes, seines Berufes, seiner Lebensverhältnisse, so weise, so gut, und glücklich zu machen, als er werden kann: ein solches Leben ist gewiß würdig und groß.

Aber dazu gehört eine im Leben geprüfte, ruhige, heitere männlich feste Seele, welche die jugendliche Abneigung, gegen das Unerfreuliche, Mühsame und Ermüdende eines solchen Wirkens, das jugendliche, ungeduldige Verlangen, in einem Jahre fertig zu sehen, was ein Menschenalter zur Entwicklung braucht, nicht mehr in sich fühlet. Muth, Eifer, Festigkeit, Lebensverachtung, sind nicht allein die Tugenden des großen Mannes, auch Fleiß, Geduld, Mäßigung, Selbstverläugnung; und dieß von keinem Kraftgefühl begleitet, von keinem Siegeskranz belohnt, sie sind die schwersten. Wem diese fremd sind, der mag manche That vollbringen, die man groß nennt, er selbst ist nicht groß.

Groß nenn' ich den, der bey allem Großen und Kleinen im Leben einen großen Zweck im Auge hat, und nach diesem hinstrebt, der über dem Großen die Theilnahme an den kleinen Menschen nicht verliert, und dem das Kleine, das allem menschlichen Streben anhängt, dem Blick und dem Gang nach dem großen Ziele nicht hemmt. Das vermag nur eine wohl geordnete, besonnene, edle Seele, und mag der, in dem diese wohnt, einem Hause vorstehen oder einer Gemeinde, oder einem Staate: Sein Wirken ist eines segenreichen Erfolges gewiß.

Jüngling, dem das Herz pocht beym Nahmen

Nur dafür darfst du deinem Vaterlande
Die Tugenden der Freyheit mit der Hoffnung
Auf diese nun auf immer rauben — und
Es bleibt doch immer ein gewagter Tausch.

Cäsar.

Es zählt die Welt erst einen Alexander,
Man nennet wohl auch ihn Tyrann; dafür
Ist auch das griechische Morgenland, das er
Erschuf, das Denkmahl seines großen Geistes.
Vermöcht' ich es dem Abendland zu werden,
Was er gewesen, die Barbarenstämme
Zu Menschen und zu Bürgern zu erobern!
Ich will es; aber königlicher Macht
Bedarf ich, um in diesem Geiste frey
Zu wirken. Sieh, mein ganzes Wesen lebt
In diesem Plane. Wirken, Schaffen und
Zerstören muß ich, — herrschen muß ich! ruhig
Zu seyn vermag ich nicht; wie kann ich schöner
Mein Daseyn wirken lassen? Fühlst du nun,
Ich kann nicht anders?

Brutus.

Ja, ich fühl' es tief!

Cäsar.

O Schicksal, warum ließest du mich nicht
Auf einem Throne mit dem Herrschergeist
Geboren werden? Warum mußt' ich erst

Mein Vaterland zerstörend ihn erkämpfen,
Daß ich beginnen könnte, wo ich ende! —

Brutus.

Cäsar, fürwahr, du bist ein großer Mensch!

Cäsar.

Du fassest mich so ganz: — O warum muß
Dich deine Tugend ewig von mir trennen?
Die Freyheit Roms ist wahrlich nimmer werth,
Daß du ihr meine Liebe mit der Aussicht
Auf höh'res Wirken opferst. Sieh, es wird
Der Abend meines Lebens mich vielleicht
In Mitte meiner Thaten überraschen; —
Wem könnt' ich das Vermächtniß meiner Plane
Zur ruhigen Vollendung überlassen,
Als dir! — Ich habe dich ja Sohn genannt!

Brutus (steht schweigend und erschüttert, sein ganzes Wesen zeigt schmerzlichen Kampf).

Cäsar.

Wir haben lange nicht so traulich, ernst
Gesprochen mit einander. — Nun zum Abschied
Umarme mich mein Sohn!

Brutus (stürzt in seine Arme, reißt sich los, und geht schnell ab.)

Cäsar.

Auf Wiedersehen!

(Ende des zweyten Actes.)

Ottenwalt.

Kurze Sprüche und Maximen.

Nur dem Weisen ist klar, was er lieben muß.

Diogenes.

— — Welcher die Götter
Pfleget, der Sterbliche hat selber den meisten Gewinn.

Theocrit.

Es ist leicht, sich vorzustellen wie Gott die Geschenke der Gottlosen ansehen werde, da kein ehrlicher Mann von einem Gottlosen beschenkt zu werden verlangt.

Platon.

Der Besitz aller Arten von Kenntnissen ohne der Kenntniß dessen, was das Beste ist, ist selten nützlich, in den meisten Fällen aber schädlich.

Platon.

Man soll den Leib und die Seele, wie zwey zusammen gespannte Pferde in gleichem Schritte gehen lassen, und den Körper vorzüglich dann, wenn

er der Seele in ihren Beschäftigungen hilft, warten und pflegen. Denn unter allen Geschenken, welche die schöne, liebenswürdige Gesundheit ertheilen kann, ist die Nichthinderung der Erkenntniß des Guten, und dessen Ausübung in Reden und Handlungen das Größte und Wichtigste.

Platon.

Wer der Weisheit die Gesundheit opfert, hat meistens auch die Weisheit mitgeopfert.

J. Paul.

Längst hab' ich das in meiner Seele wohl erkannt,
Für andre Menschen lebet der gerechte Mann.
Doch weß Gemüth nur eignen Vortheil stets begehrt,
Der ist dem Staat unnütz, ein ungetreuer Freund
Und nur sich selbst ersprießlich.

Euripides.

Auch in dem, was nur Einem Menschen zuträglich ist, liegt etwas Würdiges. Edler und göttlicher aber ist es, einem ganzen Volke, einem ganzen Staate zu nützen.

Aristoteles.

Der ungebildete Mensch weiß oft nicht, was er thun, oder was er unterlassen soll, und um dieses Irrthums Willen werden viele ungerecht und böse; und

Ein solcher Bau ist seines Kranzes werth.
Zur Wolke steigen sie empor, die kühnen Lasten
Muß da nicht mit beschämten Blick
Ein Biber auf sein Meisterstück —
Herunter sehen? — Ja Phantasten
Wie du, die keine Stunde rasten
Und dennoch müßig gehen, weil, mit sich selbst entzweyt,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen,
Das aber nicht thun, was sie sollen.
An unsre Hütten hast du noch
Dich nicht gewagt: und träumest doch
Von Schlössern, hochgethürmt, die an den Himmel reichen.
Fang an mit deiner Kunst den Brüdern dich zu weih'n,
Denn, wär es dir vergönnt, den Menschen je zu gleichen
So müßtest du zuvor der beste Biber seyn.

J. G. Jacobi.

Eine weise Fabel! Darf ich ihre Lehre wiederhohlen. Mich dünkt, sie kann nicht zu oft vorgetragen werden. Bleib' in dem Wirkungskreise, der dir gemäß ist, und laß die daran genügen. Versuch es darin zu leisten was geleistet werden kann und soll, und dann sey aufrichtig gegen dich selbst, und sage, ob du dir und andern darin genug thuest. Und so lange

du dem Kleinen nicht gewachsen bist, laß die Gedanken an's Große fahren. Wie manchem ist das, was er zu klein für sich findet, bey weitem zu groß! Wie mancher ist so groß in seinem Sinn, und so klein in seinem Thun! Das ist die wahre Kleinheit, immer träumen, reden vom Großen und darauf sich was zu Gute thun, und nichts vollbringen. Anfangen müssen wir alle mit Kleinem, daß wir daran lernen, uns daran üben und stärken, um nach und nach immer Größerem gewachsen zu werden; für eigentlich große Dinge sind nur wenige Menschenseelen gemacht. Aber was ein Mensch irgend auch im Kleinen, Löbliches, Nützliches, Schönes und Gutes lernt, verrichtet, befördert, worin er mit ganzer Seele wirksam ist, und seinen Platz zum Besten Anderer ganz ausfüllet, ganz — das ist: was er unter diesen Umständen, an dieser Stelle seyn soll; das ist der Achtung und des Dankes der übrigen werth, wenn auch freylich in der Weltgeschichte keine Zeile davon redet. Wenn nur einmahl alles Kleine auf Erden wohl bestellt wäre, wenn einmahl jeder dem, was ihm beschieden ist, seinem Beruf, seinem Geschäfte, seinem Hause wohl vorstände, wenn in allen kleinen Verhältnissen des Lebens jeder sich's angelegen seyn ließe, das möglichste Gute zu fördern und zu stiften, dann würden wohl die großen Thaten weniger, die Ge-

Gebiethend meinem Vaterland ersetzen;
Ich muß: Ich will es. Und mit diesem Willen
Wirst du doch eines Sylla Thaten nicht
Von mir befürchten?

Brutus.

Nein beym Jupiter!
Dach Gutes wollend, Böses schaffen, kann
Der Mensch, der kühn mit Riesenkräften spielend
Die Gegenwart der Zukunft, seinem Stolze
Das Glück der Völker opfern kann. Und willst
Du nichts als still dein Vaterland beglücken,
Du kannst es, hast so schön bereits begonnen,
Warum den Schein der Tyranney?

Cäsar (heftig).

Warum?
Weil ich nicht anders kann.

Brutus.

Ja freylich, dann —

Cäsar.

Ihr sprecht so leicht, ihr Ruhigen, das Urtheil
Dem höher'n Feuergeiste, der die Schranken
Gemeiner Pflichten überfliegt, und wollt,
Die Flamme soll nur leuchten, wärmen, nicht
Verzehren. Nennet mir nicht immer Schein
Was ich erstrebe, dessen Hoffnung mir
Das Herz erhebt; ich fühl' es, es ist wirklich,

Es ist so wahr, und wahrer noch vielleicht
Als eure Tugend, die es kalt verachtet. —
Ich bin kein Knabe, aber sieh, es schlug
Das Herz mir vor erschütternder Erwartung,
Als mir Antonius das Diadem
Zu reichen kam. Es ist erhebend schön,
In einem Augenblick die Unterwerfung
So vieler tausend Geister stolz zu fühlen,
Geschmücket mit dem königlichen Zeichen
Ein Gott zu wandeln unter Sterblichen!
Groß ist es, oder nichts ist groß im Leben.

Brutus.

So wolltest du die Freyheit deinem Stolze
Zum Opfer bringen?

Cäsar.

Diese Freyheit — ja.
Was kann sie denn, als Bürgerkrieg entzünden?

Brutus.

Und eine Bess're? —

Cäsar.

Wird den Römern nimmer.
Ich gebe Frieden, Ordnung diesem Reiche,
Und Roms Gesetze fernen Nationen.
In meinen Planen liegt die Welt.

Brutus.

Gewiß,

Nur dafür darfst du deinem Vaterlande
Die Tugenden der Freyheit mit der Hoffnung
Auf diese nun auf immer rauben — und
Es bleibt doch immer ein gewagter Tausch.

Cäsar.

Es zählt die Welt erst einen Alexander,
Man nennet wohl auch ihn Tyrann; dafür
Ist auch das griechische Morgenland, das er
Erschuf, das Denkmahl seines großen Geistes.
Vermöcht' ich es dem Abendland zu werden,
Was er gewesen, die Barbarenstämme
Zu Menschen und zu Bürgern zu erobern!
Ich will es; aber königlicher Macht
Bedarf ich, um in diesem Geiste frey
Zu wirken. Sieh, mein ganzes Wesen lebt
In diesem Plane. Wirken, Schaffen und
Zerstören muß ich, — herrschen muß ich! ruhig
Zu seyn vermag ich nicht; wie kann ich schöner
Mein Daseyn wirken lassen? Fühlst du nun,
Ich kann nicht anders?

Brutus.

Ja, ich fühl' es tief!

Cäsar.

O Schicksal, warum ließest du mich nicht
Auf einem Throne mit dem Herrschergeist
Geboren werden? Warum mußt' ich erst

Mein Vaterland zerstörend ihn erkämpfen,
Daß ich beginnen könnte, wo ich ende! —

Brutus.

Cäsar, fürwahr, du bist ein großer Mensch!

Cäsar.

Du fassest mich so ganz: — O warum muß
Dich deine Tugend ewig von mir trennen?
Die Freyheit Roms ist wahrlich nimmer werth,
Daß du ihr meine Liebe mit der Aussicht
Auf höh'res Wirken opferst. Sieh, es wird
Der Abend meines Lebens mich vielleicht
In Mitte meiner Thaten überraschen; —
Wem könnt' ich das Vermächtniß meiner Plane
Zur ruhigen Vollendung überlassen,
Als dir? — Ich habe dich ja Sohn genannt!

Brutus (steht schweigend und erschüttert, sein ganzes Wesen zeigt schmerzlichen Kampf).

Cäsar.

Wir haben lange nicht so traulich, ernst
Gesprochen mit einander. — Nun zum Abschied
Umarme mich mein Sohn!

Brutus (stürzt in seine Arme, reißt sich los, und geht schnell ab.)

Cäsar.

Auf Wiedersehen!

(Ende des zweyten Actes.)

Ottenwalt.

Kurze Sprüche und Maximen.

Nur dem Weisen ist klar, was er lieben muß.

Diogenes.

— — Welcher die Götter
Pfleget, der Sterbliche hat selber den meisten Gewinn.

Theocrit.

Es ist leicht, sich vorzustellen wie Gott die Geschenke der Gottlosen ansehen werde, da kein ehrlicher Mann von einem Gottlosen beschenkt zu werden verlangt.

Platon.

Der Besitz aller Arten von Kenntnissen ohne der Kenntniß dessen, was das Beste ist, ist selten nützlich, in den meisten Fällen aber schädlich.

Platon.

Man soll den Leib und die Seele, wie zwey zusammen gespannte Pferde in gleichem Schritte gehen lassen, und den Körper vorzüglich dann, wenn

er der Seele in ihren Beschäftigungen hilft, warten und pflegen. Denn unter allen Geschenken, welche die schöne, liebenswürdige Gesundheit ertheilen kann, ist die Nichthinderung der Erkenntniß des Guten, und dessen Ausübung in Reden und Handlungen das Größte und Wichtigste.

Platon.

Wer der Weisheit die Gesundheit opfert, hat meistens auch die Weisheit mitgeopfert.

J. Paul.

Längst hab' ich das in meiner Seele wohl erkannt,
Für andre Menschen lebet der gerechte Mann.
Doch weß Gemüth nur eignen Vortheil stets begehrt,
Der ist dem Staat unnütz, ein ungetreuer Freund
Und nur sich selbst ersprießlich.

Euripides.

Auch in dem, was nur Einem Menschen zuträglich ist, liegt etwas Würdiges. Edler und göttlicher aber ist es, einem ganzen Volke, einem ganzen Staate zu nützen.

Aristoteles.

Der ungebildete Mensch weiß oft nicht, was er thun, oder was er unterlassen soll, und um dieses Irrthums Willen werden viele ungerecht und böse; und

ganz unverschuldet muß man das nicht nennen, wenn jemand nicht weiß, was ihm nützt.

Aristoteles.

Der beste Bürger ist derjenige, der sowohl, wenn er selbst Geschäfte zu leiten, als wenn er unter der Leitung Anderer zu stehen hat, seine Handlungen weiß zu dem wahren Zwecke der bürgerlichen Vereinigung, zur Beförderung der Tugend, und der edleren Geistesthätigkeit hinzulenken.

Aristoteles.

Nicht bloß unsere Hände und unsere Füße, und unsere körperlichen Kräfte gehören dem Staate als Eigenthum an; er hat vorzüglich ein Recht auf unsere Seele, und alles, was diese Schönes hat, ich meine die Gerechtigkeit, Mäßigkeit und die Klugheit.

Plutarch.

Der junge Biber.

Ein reges Bibervölkchen baute
Das dritte Stockwerk auf sein Haus.
Der Jüngsten einer nur saß unbewegt und schaute
Mit trüber Stirn ins weite Feld hinaus.
Warum so müßig? sprach ein weiser Biber —
Was kümmert dich? frisch angefaßt!
Dann geh'n die Grillen bald vorüber.
Die gute Laune weicht von dem, der Arbeit haßt.
Meinst du, ich scheue sie? versetzte
Der andere; Müßiggang ist mir die größte Pein,
Und wahrlich bin ich nicht der letzte,
Wo etwas Löbliches begonnen wird; allein
Das Werkchen dünkt mich gar zu klein,
Wie könnt es einem Freude bringen,
Wenn man sich höher aufzuschwingen
Den mächt'gen Trieb im Busen nährt?
O siehe dort, an jenen Felsen-Wänden,
Von jener stolzen Burg, die Kunst von Menschen-
Händen.

Ein solcher Bau ist seines Kranzes werth.
Zur Wolke steigen sie empor, die kühnen Lasten
Muß da nicht mit beschämten Blick
Ein Biber auf sein Meisterstück —
Herunter sehen? — Ja Phantasten
Wie du, die keine Stunde rasten
Und dennoch müßig gehen, weil, mit sich selbst entzweyt,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen,
Das aber nicht thun, was sie sollen.
An unsre Hütten hast du noch
Dich nicht gewagt: und träumest doch
Von Schlössern, hochgethürmt, die an den Himmel reichen.
Fang an mit deiner Kunst den Brüdern dich zu weih'n,
Denn, wär es dir vergönnt, den Menschen je zu gleichen
So müßtest du zuvor der beste Biber seyn.

J. G. Jacobi.

Eine weise Fabel! Darf ich ihre Lehre wiederhohlen. Mich dünkt, sie kann nicht zu oft vorgetragen werden. Bleib' in dem Wirkungskreise, der dir gemäß ist, und laß dir daran genügen. Versuch es darin zu leisten was geleistet werden kann und soll, und dann sey aufrichtig gegen dich selbst, und sage, ob du dir und andern darin genug thuest. Und so lange

du dem Kleinen nicht gewachsen bist, laß die Gedanken an's Große fahren. Wie manchem ist das, was er zu klein für sich findet, bey weitem zu groß! Wie mancher ist so groß in seinem Sinn, und so klein in seinem Thun! Das ist die wahre Kleinheit, immer träumen, reden vom Großen und darauf sich was zu Gute thun, und nichts vollbringen. Anfangen müssen wir alle mit Kleinem, daß wir daran lernen, uns daran üben und stärken, um nach und nach immer Größerem gewachsen zu werden; für eigentlich große Dinge sind nur wenige Menschenseelen gemacht. Aber was ein Mensch irgend auch im Kleinen, Löbliches, Nützliches, Schönes und Gutes lernt, verrichtet, befördert, worin er mit ganzer Seele wirksam ist, und seinen Platz zum Besten Anderer ganz ausfüllet, ganz — das ist: was er unter diesen Umständen, an dieser Stelle seyn soll; das ist der Achtung und des Dankes der übrigen werth, wenn auch freylich in der Weltgeschichte keine Zeile davon redet. Wenn nur einmahl alles Kleine auf Erden wohl bestellt wäre, wenn einmahl jeder dem, was ihm beschieden ist, seinem Beruf, seinem Geschäfte, seinem Hause wohl vorstände, wenn in allen kleinen Verhältnissen des Lebens jeder sich's angelegen seyn ließe, das möglichste Gute zu fördern und zu stiften, dann würden wohl die großen Thaten weniger, die Ge-

schichte würde viel einfacher werden: aber die Menschheit würde besser und glücklicher seyn.

Der wahrhaft große Mann verrichtet große Thaten, damit das Kleine aufkommen und gedeihen möge. Daß jeder Einzelne sich eines wahrhaft menschlichen Lebens erfreue, um deßwillen allein ist das Große jederzeit geschehen. Darum ist der Krieg um des Friedens Willen, das Gesetz um der häuslichen Zucht, Ordnung und Glückseligkeit Willen da.

Diesen Zweck im Auge, wirken, unablässig mit Kraft und mit Mäßigung, ohne Rücksicht auf Ruhe und Wohlseyn im eignen Leben, das ist groß, geschehe es wie und wo es sey. Ein gepriesenes Heldenleben voll Beschwerden, Aufopferungen und Thaten kann in der Beziehung wenig gelten, und das Leben manches unbeachteten Mannes, der in seinem Kreise dahin arbeitet, die Menschen vom Bedürfniß und Vorurtheil auf dem besten Wege frey zu machen, der für viele sorgt und denket, der Sicherheit, Ordnung, Fleiß, Wohlstand um sich herum fördert, um auf diesem Grunde menschliche Bildung zu bauen, um jeden nach Verschiedenheit seines Standes, seines Berufes, seiner Lebensverhältnisse, so weise, so gut, und glücklich zu machen, als er werden kann: ein solches Leben ist gewiß würdig und groß.

Aber dazu gehört eine im Leben geprüfte, ruhige, heitere männlich feste Seele, welche die jugendliche Abneigung, gegen das Unerfreuliche, Mühsame und Ermüdende eines solchen Wirkens, das jugendliche, ungeduldige Verlangen, in einem Jahre fertig zu sehen, was ein Menschenalter zur Entwicklung braucht, nicht mehr in sich fühlet. Muth, Eifer, Festigkeit, Lebensverachtung, sind nicht allein die Tugenden des großen Mannes, auch Fleiß, Geduld, Mäßigung, Selbstverläugnung; und dieß von keinem Kraftgefühl begleitet, von keinem Siegeskranz belohnt, sie sind die schwersten. Wem diese fremd sind, der mag manche That vollbringen, die man groß nennt, er selbst ist nicht groß.

Groß nenn' ich den, der bey allem Großen und Kleinen im Leben einen großen Zweck im Auge hat, und nach diesem hinstrebt, der über dem Großen die Theilnahme an den kleinen Menschen nicht verliert, und dem das Kleine, das allem menschlichen Streben anhängt, dem Blick und dem Gang nach dem großen Ziele nicht hemmt. Das vermag nur eine wohl geordnete, besonnene, edle Seele, und mag der, in dem diese wohnt, einem Hause vorstehen oder einer Gemeinde, oder einem Staate: Sein Wirken ist eines segenreichen Erfolges gewiß.

Jüngling, dem das Herz pocht beym Nahmen

großer Männer und großer Thaten, tritt näher hinzu: betrachte nicht den Tag der Schlacht, des Sieges und der Freyheit, sondern die schweren und mühseligen Tage, die da waren zwischen Entschluß und That, betrachte das Lernen, die strenge Zucht dieser Männer, ihren ernsten auf das Große gerichteten Sinn, dann blick' in dich und wenn du erröthen mußt, so schweige von großen Dingen, geh' hin und lerne ein Mann werden, wenn aber dein Herz noch muthig pocht beym Anblick ihres Ernstes und ihrer Mühen — dann wirst du auch nicht reden von großen Dingen, sondern hingehen und thun was deine Zeit und dein innerer Geist dir gebiethet. —

Die zwey ersten Kriege der Griechen gegen die Perser.

Nach Herodot *).

Aristagoras, Statthalter zu Milet, sagte einigen landesflüchtigen Naxiern durch seine Vermittlung bey

*) Dieses ganze geschichtliche Stück ist ein, größten Theils wörtlicher Auszug aus dem Herodot. Der große Geschichtschreiber, verständig, treu und von edler Einfalt, liefert eine unübertreffliche Schilderung der ewig denkwürdigen Zeit, die er selbst durchlebte. Man hat hier versucht, mit Hinweglassung dessen, was für unsere Leser insbesondere minder anziehend und wichtig seyn dürfte, in einem etwas gedrängten Auszuge das herauszuheben, was die Vorstellung und Meinung der Perser von den Griechen, und dieser von den Barbaren, die eigenthümliche Natur und Bildung und Stärke beyder Völker, die Veranlassung, Art und Größe dieser Kriege, und die Charaktere der darin von beyden Seiten handelnden bedeutenden Männer, endlich die Sitten und den Geist jener Zeit überhaupt ans Licht zu stellen schien. Darum fehlt vielleicht hier ein und anderes Datum; das in einem strengen geschichtlichen

des Darius Bruder Artaphernes, in der Hoffnung, die Oberherrschaft der Insel zu gewinnen, persische Unterstützung zu, und bewog auch den Perser durch Zusicherung des Ersatzes aller Kriegskosten, und durch die Aussicht, von Naxos aus auch Paros, Andros und die übrigen Cycladen, sofort auch Euboia für den König zu erwerben, diese mit 200 Schiffen unter Aristagoras Befehl zu leisten. Dieser aber überwarf sich mit dem persischen Befehlshaber Megabates, der darauf die Naxier von der sie bedrohenden Gefahr unterrichtete: sofort mißlang die Unternehmung, und Aristagoras sah sich außer Stande, seine dem Perserkönig gemachten Versprechungen zu erfüllen. Da faßte er den Gedanken an Empörung. Zugleich ließ Histiäus, sein Schwiegervater, vormahls Herr von Miler, der dem Könige Feind geworden, zur Empörung auffordern.

Als bey dem Rückzuge des Darius aus Skythien,

Compendium nicht fehlen dürfte, und dagegen findet sich mancher kleine Zug, der in jenem keine Stelle fände. Wenn es aus diesem Auszuge einiger Massen fühlbar wird, was von dem Ausgang des großen Kampfes für die Menschheit zu fürchten oder zu hoffen war, und was eigentlich jene Epoche groß und denkwürdig macht für alle Zeiten: dann ist die Absicht der Bearbeitung erreicht.

die Skythen den Jonіern den Antrag thaten, die ihnen anvertraute Brücke über den Iſter abzuwerfen, und ſo dem Könige den Untergang, ſich aber die Freyheit von der perſiſchen Obergewalt zu bereiten, war es Hiſtiäus, der gegen die Meinung des Miltiades, Herrn der im Helleſpont wohnenden Cherſoneſer, aus Furcht, die Jonier möchten ihrer Herrſchaft ein Ende machen, wenn ſie von Perſien aus nicht unterſtützt würde, den Antrag verwerfen machte. So ward Darius durch ihn gerettet, und wies ihm in der Folge auf ſein Begehren den Bezirk von Myrkinus in Edonien am Strymon an, um daſelbſt eine Stadt zu erbauen. Bald darauf gereute ihn dieſe Großmuth, die dem ehrgeitzigen Manne eine zu gefährliche Macht einräumte, und er rief ihn, unter Anſchein von Auszeichnung, zu ſich an die Pforte von Suſa. Darüber mißvergnügt, ſuchte Hiſtiäus Gelegenheit zur Rache und zur Rückkehr in ſein Land, und reitzte auch Ariſtagoras zum Abfall. Er beſchor einem Sclaven das Haupt, und ſchrieb darauf den Ariſtagoras in Zeichen ſeinen Willen: darauf, nachdem das Haar dem Sclaven wieder gewachſen war, brachte dieſer unverdächtig die Bothſchaft nach Milet. Alſobald berieth ſich Ariſtagoras mit ſeiner Partey, und begann unverzüglich offenbaren Aufruhr. Sich das Volk geneigt zu machen, hob er in Miletos zuerſt die Gewaltherrſchaft

auf, und vertrieb die Tyrannen der übrigen ionischen Städte: also ward ganz Jonien auf einmahl frey.

Hiernächst suchte er auswärtige Hülfe, und wandte sich zuerst nach Lakedämon. Eine Kupfertafel in der Hand, worauf der Umkreis der Erde nebst ihren Meeren und Flüssen gezeichnet war, kam er zu dem König Kleomenes, wies ihm darauf die Lage der persischen Provinzen von Jonien bis Kissien, wo die Königsstadt Susa lag, und beschrieb ihm anlockend die Erzeugnisse und den Reichthum einer jeden, schilderte ihm die Perser, die nur mit Pfeil und Bogen oder Wurfspieß, in langen weiten Beinkleidern, das Haupt mit einem persischen Hute bedeckt, ins Gefecht gingen, als leicht zu besiegende Feinde, und munterte ihn zum Bündniß mit Jonien auf. Kleomenes, fast schon gewonnen, fragte nur noch, wie viel Tagreisen von der ionischen Küste bis zum Könige seyen: aber als ihm Aristagoras unbedachtsam aufrichtig antwortete: es seyen drey Monathe hin, rief Kleomenes bestürzt ihn in der Rede unterbrechend, aus: Gastfreund von Milet! verlaß Sparta noch vor Sonnenuntergang, denn dein Vorschlag, die Lakedämonier vom Meere an auf einem dreymonathlichen Zuge fortzuführen, wird ihnen nicht gefallen. Damit kehrte Kleomenes in seine königliche Wohnung zurück. Der Milesier aber nahm einen Ölzweig in die

Hand, und folgte als ein Schutzflehender ihm nach. Darauf bath er ihn nochmahls um Gehör, mit Entfernung seines anwesenden Töchterchens, Nahmens Gorgo, eines Kindes von acht oder neun Jahren. Kleomenes hieß ihn in Gegenwart des Kindes unbedenklich reden, und da versprach ihm denn Aristagoras, wenn er sein Begehren erfüllen würde, anfangs zehn, dann immer steigend, endlich schon fünfzig Talente. Auf einmahl rief das Kind aus: Vater, der Fremde besticht dich noch, wenn du nicht gehst! Kleomenes, erfreut über des Kindes Warnung, trat hierauf in ein anderes Gemach, und Aristagoras entfernte sich von Sparta.

Besseren Erfolg hatte sein Gesuch in Athen. Nachdem die Pisistratiden mit Hülfe der Lakedämonier vertrieben waren, zerrütteten die Parteyen des Klisthenes und Isagoras den freygewordenen Staat. Letzterer, der den Kürzern zog, suchte die Unterstützung des spartischen Königs Kleomenes, seines Gastfreundes; dieser kam wirklich mit gewaffneter Macht in die Stadt, mußte aber vor der Mehrzahl der Gegenpartey in die Burg ziehen, und bald darauf vertragsmäßig Athen verlassen. Da sandten die Athener, eines schweren Krieges mit Sparta gewärtig, Abgeordnete nach Sardes, um mit den Persern ein Bündniß zu schließen. Allein Artaphernes, Satrap von Sardes,

fragte damahls noch, wer und wo die Leute seyen, von denen die Perser um ein Bündniß geberhen würden, und nachdem er es von den Abgesandten vernommen, sagte er diesem ganz kurz: Werden die Athener dem Könige Darius Erde und Wasser geben, so wird er ihr Bundesgenosse werden, außer dem möget ihr wieder gehen. Die Abgeordneten, nach einiger Berathung, sagten es zu; allein nach ihrer Heimkunft wurden sie deßhalb sogleich hart angeklagt.

Kleomenes führte wirklich ein Heer gegen Athen, allein die Korinther weigerten sich, als eben die Schlacht angehen sollte, wider die Athener zu fechten, und nahmen den Rückzug; ihnen folgte Demaratus, der zweyte König der Sparter, hierauf das ganze verbündete Heer. Die Athener, kaum dieser Gefahr ledig, züchtigten die Chalkidier auf Euboia, und schlugen sich glücklich mit den Böotiern. Ihre Macht nahm immer mehr zu. Dieß ist ein Beyspiel mehr, sagt Herodot, daß der Staat, in welchem Gleichheit der Rechte und der Gesetze herrscht, sich in der vortheilhaftesten Lage befinde. So lange die Athener von Herren regiert wurden, zeichneten sie sich im Kriege vor ihren Nachbarn nicht aus: nachdem sie aber das Tyrannenjoch nicht mehr trugen, waren sie darin bey weitem die ersten. Man sieht also daraus, fährt er fort, daß sie unter dem Drucke absichtlich schlaff waren,

weil sie für einen Herrn arbeiteten, nach erlangter Freyheit hingegen bestrebte sich jeder zu seinem Besten mitzuwirken. a)

---

a) Die einfache Geschichte seiner Zeit führt den Geschichtschreiber, der sonst wenig zu räsonniren pflegt, auf diese Bemerkung; und sie ist auch für seine Zeit gründlich und wahr. Sollen wir sie richtig verstehen, so müssen wir uns auch in die Begriffe und in das politische Leben jener Zeit zurückdenken, weil sie in unsern Tagen weder Wahrheit noch Anwendbarkeit mehr hat.

Damahls war die Ungleichheit der Menschen an Vermögen und Bildung nicht wie heut zu Tage, über die einfachen Verhältnisse und Bedürfnisse eines Gemeinwesens, das häufig auf das Gebieth einer Stadt beschränkt war, konnte jeder Mann von Verstand und Erfahrung urtheilen: die öffentlichen Lasten, die Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes, beydes traf so ziemlich jeden Bürger gleich Unter diesen Umständen war der Anspruch auf Gleichheit der Rechte, auf gleichen Antheil jedes Bürgers an Beschlüssen, die ihm so nahe lagen, wobey immer Herd und Haus und Leben gesichert oder gefährdet ward, sehr natürlich, und wir sehen, wie hoch der Grieche diesen Anspruch hielt. Dennoch erscheinen die griechischen Staaten schon in früheſter Zeit unter Königen; die Häuptlinge der eingewanderten Stämme mochten leicht diese Würde auf ihre Nachkommen bringen, die jedoch gesetzlich wenig mehr als Feldherrngewalt gab und dem Volke noch immer seinen Antheil an den öffentlichen Geschäften einräumte.

Dabey blieb es aber im natürlichen Laufe der Dinge

Jetzt riefen die Lakedämonier, eifersüchtig auf dieses Glück, den Pisistratiden Hippias aus seinem Zufluchtsorte Sigäum, am Hellespontus, selbst wieder

---

nicht. Im Besitz der Gewalt sich mäßigen, das ist eine Tugend, die den gewaltigen Neigungen der Naturmenschen jener Zeit völlig fremd war, die königliche Gewalt artete in Tyranney aus, und so wurde sie verhaßt, auf verschiedene Weise beschränkt und hier und da völlig aufgehoben. Aber immer schien sie ein wünschenswerthes Gut, und die Begierde darnach war groß und fast allgemein. Manche, die jenes Zeitalter weise Männer nannte, erklärten sie selbst dafür, strebten auch darnach, oder behaupteten sie wirklich; daß der beste Mann im Volke König sey, schien ihnen natürlich und dem gemeinen Wohl zuträglich. Die Zeiten der Volksfreyheit waren nicht immer die glücklichsten; Parteyen zerrütteten häufig den kleinen Staat so lange, bis das Haupt der einen oder der andern, ein Mann, der Muth, Einsicht und Kraft in sich fühlte und so sich wohl für den Ersten seines Volkes halten mochte, den Zwist dadurch endete, daß er sich zum Herrn seiner Mitbürger aufwarf.

Von solchem selbsterrungenen Glück und Ansehen aber war Stolz und Übermuth nicht weit, und Neid und Abneigungen der Unterworfenen hatte Argwohn und gewaltthätige grausame Sicherstellung und Behauptung der erlangten Herrschaft zur gewöhnlichen Folge. Dem Herrn war muthiger, edler Sinn seines Volkes, und jeder Bürger, der sich so gut, oder besser als er, fühlen konnte, gefährlich: darum mußte er seine Mitbürger feig und wehrlos zu machen su-

hervor. Sie erwogen, sagt der Geschichtschreiber, daß die Athener, wären sie in Freyheit, ihnen nicht nachgeben möchten; daß sie aber, wofern man sie

---

chen, und durfte eine Erziehung und Bildung, die freyen, starken Sinn erschafft, gar nicht aufkommen lassen, wie denn z. B. jener Polikrates, Tyrann von Samos, den sein ungeheures Glück berühmt gemacht hat, in der Absicht wirklich die Gymnasien (öffentliche Übungsplätze für die Jugend) verschloß. Endlich suchte sich fast jeder durch auswärtige Söldner vor seinen Landesgenossen zu schützen, was dem Vaterlandssinne derselben an sich schon empörend war, und durch die Erpressung, welche der Unterhalt und Sold der Fremdlinge nöthig machte, noch verhaßter wurde.

Dieß war, mehr oder minder drückend, wirklich der Zustand aller, von Tyrannen beherrschter Staaten; diesen Zustand hatte der Grieche vor Augen, wenn von Königthum die Rede ist, das ihm durchgehends solche Zwangsherrschaft bedeutet, die nur durch Erschlaffung und Schwäche des Volkes besteht. Bey dieser einmahl bestehenden Meinung, die in Staaten, wo die königliche Gewalt abgeschafft worden war, um so entschiedener galt, war schon der Nahme Alleinherrscher dem Freyheit liebenden Volke ein Gräuel, und auch eine gemäßigte Ausübung der Herrschaft schien so unerträglich, daß Pisistratus z. B., der sich anfänglich seiner Macht zum Wohl und zum Ruhme Athens bediente, sich dabey nicht erhalten konnte. Als er das zweyte Mahl nach Athen zurückkam, übte auch er, um sich zu behaupten, strengere und härtere Gewalt.

unter dem Joche der Knechtschaft festhielte, schwach und folgsam bleiben würden. In diesem Sinne redeten sie von der Versammlung der Bundesgenossen,

---

Und es waren nicht viele, die es mit ihrem Vaterlande eben so gut meinten, wie er. Bey weitem die mehreren Tyrannen schwangen sich durch Ungerechtigkeit und Blutvergießen auf den Thron, und schalteten dann mit empörender Willkühr. Hiezu liefert die griechische Geschichte häufig die schrecklichsten Belege in Zügen, die uns heut zu Tage fast unglaublich vorkommen. Ich will nur Einiges von dem ausheben, was der Corinthier Sosikles über die in seinem Vaterlande bestandene Gewaltherrschaft der griechischen Bundesversammlung erzählte, als die Lakedämonier den Vorschlag machten, den vertriebenen Tyrannen Hippias in Athen wieder einzusetzen.

Kypselus, erzählt der Corinthier, machte sich mit gewaffneter Hand zum Herrn von Corinth. Als solcher schickte er dann verschiedene Einwohner in die Verweisung, vielen nahm er ihr Vermögen, noch weit mehreren ihr Leben. Nach einer dreyßigjährigen Regierung, welche ein sanfter Tod endigte, wurde sein Sohn Periander sein Thronfolger (derselbe, der unter die so genannten sieben Weisen gezählt wird). Dieser regierte Anfangs weit milder als sein Vater, wurde aber nach der Verbindung, in die er durch seine Gesandten mit Thrasybulus, Herrn von Milet, gekommen war, noch viel grausamer als Kypselus. Er ließ nähmlich den Thrasybul fragen, welches wohl die sicherste Art seyn möchte, seine Herrschaft wohl zu begründen. Da führte Thrasybul den Abgeordneten zur Stadt hinaus in die Getreideflur, und führte

und forderten sie auf, gemeinschaftlich mit ihnen den vertriebenen Tyrannen wieder einzusetzen.

Die vernahmen den Antrag und schwiegen unmuthig, da trat der Corinthier Sosikles auf, schil-

---

mit ihm ein unbedeutendes Gespräch, wobey er immer die, über die andern hervorragenden Ähren abschnitt und wegwarf, so daß das schönste und höchste von der Frucht zuletzt ganz zu Grunde gerichtet war. Darauf hieß er den Gesandten ohne weitere Abfertigung gehen. Periander aber verstand und befolgte den Wink, von der Stunde an war er ein Wütherich gegen seine Mitbürger, indem er alle die mit Tod und Landesflucht bestrafte, welche Kypselus noch verschont hatte, und dessen Grausamkeiten vollendete.

Dieß schloß der Corinthier, ist die Art der Gewaltherrschaft, dieß sind ihre Folgen, und so beschwor er die Spartaner bey den Göttern Griechenlands, solche nicht in die Städte zu bringen.

Herodot hatte übrigens in seiner eigenen Vaterstadt und in seinem eigenen Hause erfahren, was Gewaltherrschaft sey. Als er von seinen Reisen zurückkehrte, fand er einen gewissen Lygdamis als Herrn von Halikarnaß, der auch des Geschichtschreibers Oheim Panyasis, einen zu seiner Zeit berühmten heroischen Dichter, hatte hinrichten lassen. Herodot, für sein eigenes Leben fürchtend, entwich nach Samos, wo er Schutz und Sicherheit fand. Da ordnete er die auf seinen Reisen gesammelten Materialien zu seiner Geschichte, und schrieb auch einige Bücher davon. Zugleich arbeitete er aber im Stillen an der Befreyung seiner Vaterstadt. Mit einer Schaar von

derte die Gewaltherrschaft des Kypselus und seines Sohnes Periander zu Corinth, und beschwor die Lakedämonier bey den Göttern Griechenlands, eine solche nicht in die Städte zu bringen. Sein Vortrag wirkte, Hippias verließ die Bundesversammlung, und flob nach Sardes, wo er den Artaphernes zum Kriege wieder Athen aufreitzte.

Die Athener, von diesem seinen Vorhaben benachrichtiget, schickten eine Gesandtschaft nach Sardes, durch welche sie den Persern rathen ließen, dem Athenischen Verbannten nichts zu glauben; worauf sie aber von Artaphernes den Bescheid bekamen, wofern ihnen ihre Erhaltung lieb sey, den Hippias wieder zurückzurufen. Allein sie gaben diesem Vorschlag kein Gehör, und zeigten sich dadurch den Persern offenbar als Feinde.

Um diese Zeit kam Aristagoras, von Sparta abgewiesen, nach Athen, und sein Vorhaben gelang ihm vollkommen. Die Athener, durch seine Vorstellungen ganz gewonnen, beschlossen, den Joniern eine Hülfe von

---

Mißvergnügten vereinigt, führte er sie glücklich aus, verjagte den Tyrannen, und Halikarnaß ward frey. Aber bald erhoben sich Parteyen; er, für die Demokratie eifernd, mußte der mächtigeren Aristokratischen weichen, und verließ seine Heimath auf immer.

20 Schiffen zu schicken: und diese Flotte, sagt Herodot, war die Quelle des Unglücks sowohl für die Griechen als Asiaten.

Das ionische Bundesheer eröffnete den Feldzug mit der Einnahme und Einäscherung von Sardes, welches ihnen, die Burg ausgenommen, die Artaphernes behauptete, ohne Widerstand in die Hände fiel, allein gleich darauf verloren sie die erste bedeutende Schlacht. Nun verließen die Athener die Partey der Jonier, und obschon Aristagoras sie durch Abgeordnete dringend um Hülfe bath, willigten sie doch nicht mehr ein.

Als Darius die Einnahme und Einäscherung von Sardes erfuhr, soll er anfangs, ohne der Jonier nur zu erwähnen — indem er wohl wußte, daß diese den Aufruhr schon theuer genug würden bezahlen müssen, nur gefragt haben: wer denn die Athener seyen, und da man ihm hierüber Auskunft gab, einen Bogen verlangt, einen Pfeil daraufgelegt, und mit den Worten in die Luft geschossen haben: O Jupiter, möchte ich mich an den Athenern rächen können! Darauf gab er einem von seinen Dienern den Befehl; während seiner Aufwartung bey der Tafel, ihm allezeit dreymahl zuzurufen: Herr, gedenke der Athener! Die Jonier setzten von demaln, den Krieg dennoch fort; allein, ungeachtet sie ihn mit Aus-

dauer und Tapferkeit führten, und bald auch Kypern ihrem Bunde beytrat, vermochten sie doch nicht ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Aristagoras, der von Anfang zu Milet geblieben war, und gar nichts zur Befreyung seines Vaterlandes gethan hatte, floh sobald die Gefahr näher kam, nach seinem Gebieth in Edonien, wo er bald, gegen die Thraker kriegend, seinen Tod fand. Histiäus, den der König, seinen Vorspiegelungen trauend, zur Stillung des Aufruhrs nach Jonien abgehen ließ, wurde, nachdem er dort offenbar als Feind aufgetreten war, im Treffen gefangen, und zu Sardes auf Artaphernes Befehl an's Kreutz geschlagen. Darius brachte ganz Jonien wieder in seine Gewalt. Allenthalben wurden zur Rache für die Einäscherung von Sardes, wie es die Perser gedroht hatten, wenn die Jonier sich nicht ergeben wollten, Städte und Tempel verbrannt, die schönsten Knaben entmannt, die schönsten Mädchen dem König geschickt, alle übrigen Einwohner zu Sclaven gemacht. So wurde auch am Hellespont alles wieder den Persern unterworfen. Indessen suchten diese, wie Herodot selbst sagt, nach der Wiedereroberung dieser Länder, wirklich ihr Bestes zu befördern. Artaphernes, Satrap von Sardes, ließ die Abgeordneten der ionischen Städte zu sich kommen, und legte ihnen durch einen Vertrag die Verbindlichkeit auf, daß sie künftig in Beleidi-

gungsfällen keine Gewalt mehr brauchen, sondern die Rechte entscheiden lassen sollten. Hierauf ließ er ihr Land nach Parasangen abtheilen, und führte eine mäßige Besteurung ein, nicht viel stärker, als vorher Statt hatte, die auch zu des Geschichtschreibers Zeit noch üblich war; ja Mardonius hob sogar, in der Folge, die Gewaltherrschaft in den ionischen Städten auf und führte überall das Volksregiment ein; was den Griechen, wie Herodot bemerkt, äußerst unerwartet auffiel.

Mardonius war mit großer Land- und Seemacht abgesandt, Griechenland unter des Königs Bothmäßigkeit zu bringen, dessen Schwiegersohn er war. Allein ihn traf ein großes Unglück, ein ungeheurer Sturm zerstörte die Flotte in der Gegend des Berges Athos, ein thrakisches Volk überfiel das Landheer und erschlug eine große Zahl. Mardonius fand für nöthig sein Unternehmen aufzugeben, und zog nach Persien zurück. Aber der König ließ darum von seinem Vorhaben nicht ab, Griechenland sich zu unterwerfen; er suchte nur noch einmahl die Griechen auf die Probe zu stellen, ob sie gesonnen wären, Krieg mit ihm zu führen, oder sich ihm zu ergeben. Er sandte demnach königliche Bothen in die zinsbaren Seestädte, die da ansagen mußten, daß man ihm Kriegsschiffe und Fahrzeuge zum Überführen der Pferde baue, dar-

auf sandte er wieder andere königliche Bothen nach allen Gegenden Griechenlands, mit dem Befehle, für den persischen König Erde und Wasser zu fordern. Da ward der erste Krieg um Griechenlands Freyheit.

Unter den Herolden, die mit der Aufforderung zur Unterwürfigkeit nach Hellas gingen, erhielten viele von den Städten, was der König verlangte. Alle Inseln, wohin sie gelangten, gaben dem Darius Erde und Wasser, und mit den übrigen die Äginеter. Als aber die Athenienser dieß sahen, glaubten sie, die Äginеter hätten sich aus Haß gegen sie dem Perser so willfährig bewiesen, damit sie mit ihm zugleich wider sie zu Felde ziehen könnten. Daher griffen sie diesen Vorwand auf, um nach Sparta zu gehen, und dort die Äginеter, als Verräther Griechenlands anzuklagen. Darauf begab sich Kleomenes, des Anaxandrides Sohn, König von Sparta, nach Ägina in der Absicht, die Schuldigsten auf der Insel gefangen zu nehmen. Allein er fand zu Ägina Widersetzlichkeit, und Demaratus, Aristons Sohn, der ebenfalls König von Sparta, und nur aus geringerm Hause war (denn obgleich von demselben Vater entsprossen, genießt das Haus des Eurysthenes, als des ältern Bruders, höhere Ehre), hatte indeß Sparta nicht verlassen, und verleumdete dort den Kleomenes, er handle, durch Geld von den Athenienſern be-

kochen, eigenmächtig wider die Äginеter; so redete er, weniger aus Sorge für diese, als aus Haß und Neid gegen Kleomenes.

Dieser sah sich wirklich genöthigt, Ägina zu verlassen; dafür beschloß er, als er nach Sparta zurück kam, seinen Gegner der Königswürde zu berauben. Er nützte eine zu Sparta bekannte Sage, nach welcher die Abstammung des Demaratus von Ariston zweifelhaft war. Seine Mutter war schon das Weib eines andern gewesen, als Ariston, der von zwey Gemahlinnen keinen Sohn erhalten hatte, sie in sein Haus führte, es hieß, er selbst habe, als man ihm während er im Rathe saß, die Geburt des Demaratus meldete, vor den anwesenden Ephoren ausgerufen und betheuert, das sey sein Kind nicht. Indeß machten die Ephoren keinen Gebrauch von dieser Rede, und Demaratus wurde König. Jetzt brachte Kleomenes diese Rede wieder in Anregung, und Leotychides, aus demselben Hause wie Demaratus entsprossen, dem er die Königswürde an des Demaratus Stelle verhieß, wenn er ihn nach Ägina zu begleiten verspreche, stand ihm bey aus Haß gegen Demaratus, der ihm seine Braut geraubt und selbst zum Weibe genommen hatte. Die Sache kam so weit, daß die Spartiaten zuletzt beschlossen, das Orakel zu Delphi fragen zu lassen, ob Demaratus des Aristons Kind wäre. Die Pythia, auf Kleo-

menes Anstiften, verneinte die Frage, und auf diese Weise verlor Demaratus seine Würde. Nachher verwaltete er, als ihn die Wahl traf, eine Magistratsstelle. Da ließ ihn Leothychides, damahls schon König, als er dem Festspiel der Gymnopädien zusah, durch einen seiner Leute zum Schimpf und Spotte fragen, wie die Magistratsstelle behage, nachdem man die königliche Gewalt in Händen gehabt. Jenen schmerzte das Wort, und er erwiederte er habe beyde gekostet, Leotychides nicht. Diese Anfrage aber, fügte er hinzu, sollte den Lakedämoniern tausendfaches Unglück oder tausendfaches Wehe bringen. So sprach er, verhüllte sein Gesicht und verließ das Theater. —

Er ging sofort in seine Wohnung, opferte dort dem Zeus einen Stier, und ließ dann seine Mutter rufen. Sobald sie erschien, gab er ihr ein Stück von den Eingeweiden in die Hände, und so beschwor er sie dann flehentlich, ihm wahrhaft zu bekennen, wer sein Vater eigentlich gewesen sey. Und nachdem sie ihn seiner unadeligen Geburt versichert hatte, nahm er Reisegeld zu sich, und begab sich unter dem Vorwande, er wolle das Orakel zu Delphi besuchen, nach Elis. Die Lakädemonier schöpften Verdacht, und setzten ihm nach, aber er entkam nach Zakynth, und als er auch da sich nicht sicher fand, ging er hinüber zum

König Darius, der ihn herrlich bewirthete, und ihm Land und Städte schenkte.

Jetzt zog Kleomenes zugleich mit Leotychides rachsüchtig nach Ägina, dort hoben sie die ersten Burger als Geißeln aus, und lieferten sie in die Hände der erbitterten Athener. Bald aber ward des Kleomenes Vergehen wider den Demaratus ruchbar. Da floh er, in Furcht gesetzt, erst nach Thessalien, dann nach Arkadien, wo er die Einwohner wider Sparta aufwiegelte. Dadurch bewogen, riefen ihn die Lakädemonier zur Herrschaft zurück, aber bald nach seiner Rückkehr fiel er in Raserey, und gab sich, gräßlich sich selbst zerfleischend, den Tod. Nach der Erzählung mancher Hellenen, sagt Herodot, mußte er dieses Schicksal erdulden, weil er die Pythia zu dem Ausspruch wider den Demaratus beredet; wie die Athenienser allein behaupten: weil er bey einem Einfall in Eleusis der Göttinn Hain hatte niederhauen, und wie endlich die Argiver sagen, weil er einmahl alle Argiver die aus der Schlacht entflohen waren, aus dem Hain des Heros Argus hatte schleppen, die Flüchtlinge selbst tödten, und den Hain, ohne die Gottheit zu achten, hatte verbrennen lassen. Die Spärter gaben vor, er habe sich nur durch das Trinken von unvermischtem Weine, das er von den Skythen gelernt, diese Raserey zugezogen; ich aber glaube,

schließt der fromme, menschliche Geschichtschreiber, daß Demaratus an ihm gerächt ward. Nach Kleomenes Tode erwirkten nun die Äginеter zu Sparta, daß Leotychides verhalten wurde, ihnen die den Athenern ausgelieferten Geißeln zurückzuschaffen. Die Athenenifer aber verweigerten ihnen die Herausgabe unter dem Vorwande, sie seyen ihnen durch zwey Könige überliefert worden, und sie würden daher nicht recht thun, wenn sie sie einem Einzelnen zurückgäben. Darauf sprach Leotychides: Thut, was ihr wollt, Athenienfer. Gebt ihr sie zurück, so thut ihr, was Recht ist, wo nicht, das Gegentheil. Was sich aber in Lakedämon eines anvertrauten Gutes wegen zugetragen hat, will ich euch mittheilen.

Wir erzählen nähmlich in Sparta von einem gewissen Glaukus, des Epikydes Sohn, welcher drey Menschenalter vor mir lebte. Dieser Mann stand in jeder Rücksicht in großem Ansehen, und hatte vorzüglich den Ruf des rechtschaffensten Mannes unter den damahls lebenden Spartiaten. Zu einer gewissen Zeit kam ein Mann aus Milet zu ihm, begehrte mit ihm zu reden und sprach: Ich bin ein Milesier und komme zu dir, um deine Rechtschaffenheit zu benützen. Denn in ganz Jonien und Hellas pries man deine Redlichkeit; und da ich überlegte, wie gefahrvoll die Lage Joniens sey, wo du jeden Tag die nähmlichen Schätze,

in andere Hände wandern sehn, und welcher Sicherheit dagegen der Peloponnes genießt, so entschloß ich mich, die Hälfte meines ganzen Vermögens zu Gelde zu machen, und dir dieses in Verwahrung zu geben, weil ich wußte, daß es bey dir sicher liegen würde. Nimm also das Geld und dieses Zeichen, und gib es dem wider, der es, ein ähnliches Zeichen bringend, wieder zurückfordert.

Glaukus erhielt also das Geld auf diese Weise in Verwahrung, und nach langer Zeit kamen die Söhne des Mannes, der es ihm anvertraut hatte, nach Sparta, begaben sich zum Glaukus, wiesen das Zeichen vor und forderten darauf das Geld zurück. Glaukus aber suchte sie zurückzuweisen, und antwortete: Ich erinnere mich dieses Vorfalles nicht und kann mich an nichts von allen dem besinnen, was ihr sagt. Kann ich es aber wieder in mein Gedächtniß zurückrufen, so will ich thun was Recht ist; habe ich es empfangen, so ist es billig, daß ich es wieder gebe, sollte ich es aber gar nicht erhalten haben, so werde ich nach hellenischer Sitte mit euch verfahren. Von jetzt an über vier Monathe sollt ihr mir Gewißheit darüber bringen.

Die Milesier gingen bestürzt weg und sahen ihr Geld wie verloren an. Glaukus reiste indessen nach Delphi und fragte das Orakel, ob er das Geld durch

umzubringen, dabey aber machten sie sich, sagt Herodot, eines Verbrechens schuldig, deßwegen sie nicht einmahl mehr die Gottheit versöhnen konnten, weil sie die Insel verlassen mußten, eh' es ihnen möglich geworden, die Sühnopfer zu bringen. Sie führten nähmlich 700 vom Volke, die sie lebendig in ihre Hände bekommen hatten, vor die Stadt, um sie dem Tode zu überliefern. Einer der Gefangenen entrann und floh zu den äußeren Pforten des Tempels der Demeter Thesmophoros, wo er die Handhabe der Pforte ergriff und sich daran festhielt. Man war trotz alles Ziehens nicht im Stande, ihn davon wegzubringen, bis man ihm die Hände abschnitt, welche fest an den Handhaben angeklammert blieben.

Dieß unternahmen Ägineter wider ihre Mitbürger. Als die Athenienser erschienen, schlugen sie sich mit ihnen auf siebenzig Schiffen, wurden aber besiegt, doch setzten sie, nachdem sie aus Argos Hülfe erhielten, den Krieg hartnäckig fort.

Unter diesen Umständen verfolgte indessen der Perser seine Plane, durch den Sclaven beständig ermahnt, daß er der Athenienser gedenken möchte, und von den Pisistradiden, die ihre Landsleute verleumdeten, umlagert. Darius wollte diesen Vorwand benützen, um zugleich alle hellenischen Städte, die ihm Erde und Wasser verweigert hatten, unter das Joch zu brin-

gen. Er entsetzte also den Mardonius, dessen Unternehmung von so schlechtem Erfolge gewesen war, seiner Stelle; ernannte statt seiner andere Befehlshaber gegen Eretria und Athen, den Datis nähmlich, einen Meder, und den Artaphernes, seines Bruders Artaphernes Sohn, und schickte diese ab, mit dem Befehl, Athen und Eretria zu zerstören, und die Einwohner als Sclaven vor ihn zu führen. Als diese neu ernannten Feldherren den König verlassen und mit einem großen und wohlgerüsteten Heere in den Aleischen Ebenen von Cilicien angekommen waren, schlugen sie dort ihr Lager auf, bis die Schiffe von allen Städten, denen die Herbeyschaffung der Flotte zur Last fiel, angelangt waren. Als diese und auch die Fahrzeuge, die zum Überschiffen der Pferde eingerichtet, und deren Bau im vorigen Jahre schon den zinsbaren Städten anbefohlen worden war, anlangten, ward Reiterey und Fußvolk eingeschifft, und die ganze Flotte begab sich, sechshundert Segel stark, nach Jonien. Von Jonien aus richteten sie ihren Lauf nicht dem festen Lande entlang, gerade auf den Hellespont und Thrazien zu, sondern schifften, nachdem sie Samos verlassen hatten, durch das ikarische Meer und zwischen die Inseln hin. Die Furcht vor Umschiffung des Athos, wobey sie im vorigen Jahre so schrecklich gelitten hatten, und Naxus, welches noch nicht er-

obert war, bewog sie vermuthlich zu dieser Fahrt. — Als die Perser das ikarische Meer zurückgelegt hatten und auf Naxos, welches sie zuerst erobern wollten, gelandet waren, flohen die Naxier im Andenken dessen, was früher geschehen war, in die Gebirge und erwarteten sie nicht *). Die Perser machten darauf alle, die sie lebendig in die Hände bekamen, zu Sclaven, verbrannten die Städte mit ihren Tempeln und schifften dann weiter nach den übrigen Inseln.

Während dieß hier vorging, verließen auch die Delier ihre Insel und flohen nach Tenos. Datis aber schiffte vor seinem Heere, welches er hinter sich ließ, voraus, und befahl seiner Flotte, nicht auf Delos, sondern gegenüber auf Renäa anzulegen. Als er darauf erfahren hatte, wo sich die Delier befanden, schickte er einen Herold mit folgender Bothschaft an sie ab: „Weßhalb flieht ihr, ihr heiligen Männer, und beweiset gegen mich eine so unnöthige Furcht? Denn

*) Schon im Kriege mit den Joniern hatten die Barbaren eine eigene Art, kleinere Inseln einzunehmen, indem sie, nach Herodots Ausdruck, die Bewohner derselben wie mit Fischernetzen fingen, und zwar auf folgende Weise: Die Perser nähmlich faßten einander bey der Hand, zogen so in einer Reihe, die vom nördlichen bis zum südlichen Ufer reichte, durch die ganze Insel, und jagten auf diese Art die Menschen zusammen.

meiner Denkungsart ist es gemäß, und der König hat es mir überdieß befohlen, weder das Land noch die Einwohner des Landes zu verletzen, wo die beyden Gottheiten geboren worden. Kehrt also zu eueren Wohnsitzen zurück und lebt auf euerer Insel. Dieß ließ er ihnen durch den Herold melden und verbrannte dann dreyhundert Talente Weihrauch auf dem Altare. Darauf schiffte Datis mit seinem Heere, worunter sich auch die Jonier und Äolier befanden, zuerst nach Eretria. Nach seiner Abfahrt von Delos aber erbebte, wie die Einwohner erzählen, ihre Insel zum ersten und letzten Mahle als ein Zeichen von Zeus, wie mancherley Unglück ihnen bevorstände. Denn während der Regierung des Darius, des Xerxes und Artaxerxes erfuhr Hellas in drey Menschenaltern mehr Unglück als in allen zwanzig vor dem Darius zusammengenommen, und dieß kam zum Theil durch den Kampf der ersten hellenischen Städte selbst um die oberste Gewalt. Es liegt also, sagt Herodot nichts Unwahrscheinliches in der Sage, daß das vorher unerschütterliche Delos erbebt sey. Auch hieß es in einem Orakel, welches über diese Insel niedergeschrieben worden war:

Delos auch werde ich erschüttern, das vorher nimmer bewegte.

Von Delos begaben sich die Barbaren nach den Inseln, nahmen dort neue Mannschaft auf, und

schleppten die Kinder der Bewohner als Geißeln mit sich. Als die Eretrier erfuhren, daß die persische Flotte, nachdem sie Karistus nach einigem Widerstande unterworfen, ihren Lauf gegen ihre Insel richte, bathen sie die Athener um Hülfe. Aber Eretria war in Parteyen getheilt; die eine wollte aus der Stadt in die Gebirge flüchten, die andere schmiedete Verrath. Als daher die Athener 4000 Mann stark kamen, machte sie Äschines, Nothons Sohn, mit der ganzen Lage der Dinge, von der er sehr wohl unterrichtet war, bekannt, und bath sie, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, damit sie nicht zugleich in das Unglück von Eretria verwickelt würden. Die Athener folgten seinem Rathe, gingen nach Oropus hinüber und retteten sich.

Bald landeten die Perser, und die Eretrier beschlossen, ihre Stadt zu behaupten. Der Angriff der Perser auf die Mauer war äußerst heftig, und sechs Tage lang fielen viele von beyden Seiten; am siebenten drangen die Perser durch Verrath ein, und plünderten und verbrannten die Tempel, zur Strafe wegen der Verbrennung der Tempel in Sardes, und machten die Menschen selbst, dem Auftrage ihres Königs zu Folge, zu Sclaven.

Nach der Eroberung von Eretria verweilten sie nur wenige Tage auf Euböia, und schifften dann nach

Attika. Voller Geringschätzung gedachten sie es den Athenienſern vort eben ſo zu machen, wie den Eretriern, und da Marathon die ſchicklichſte Gegend für den Gebrauch der Reiterey darboth, und auch Eretria zunächſt lag, führte ſie Hippias, des Piſiſtratus Sohn, dort hin.

Als die Athener dieß vernahmen, zogen ſie ebenfalls unter der Anführung von zehn Feldherren, deren zehnter Miltiades war, nach Marathon *).

*) Miltiades, der nun durch einen Volksſchluß einer der zehn Feldherren wurde, war ein athenienſiſcher Bürger, zugleich aber Herr von Cherſones, wo ſchon ſein Oheim gleiches Nahmens, der mit einer Colonie von Athen dahin gekommen war, und nach dieſem ſein Bruder Steſagoras die Herrſchaft mit Willen des Volkes behauptet hatte. Dieſes rief denn auch ihn, nachdem Steſagoras kinderlos umgekommen war, aus ſeiner Vaterſtadt nach dem Cherſones, um dort die Regierung zu übernehmen. Nach ſeiner Ankunft daſelbſt, erzählt unſer Geſchichtſchreiber, blieb er anfangs beſtändig zu Hauſe, unter dem Vorwande, ſeinen Bruder Steſagoras zu betrauern. Dieß wurde unter den Cherſoneſern bekannt, worauf die Vornehmſten aus allen Städten ſich bey ihm einfanden, und ihm ihr Beyleid bezeigten. Da ließ er ſie in Verhaft nehmen, und hiedurch, ſo wie durch fünfhundert Mann Truppen, die er hielt, blieb ihm der Cherſones. Er war einer von den ioniſchen Herren, denen Darius, als er in Scythien einfiel, die Bewahrung der Brücke über den Iſter anvertraute.

Während die Feldherren sich noch in Athen befanden, hatten sie einen Mann aus der Stadt, Nahmens Phidippides, der auch sonst als öffentlicher Läufer diente, und dieß zu seinem Geschäfte machte, als Herold nach Sparta geschickt. Auf dem Wege dahin begegnete diesem, wie er selbst dieß den Athenienfern meldete, bey dem partheniſchen Gebirge oberhalb Tegea, Pan, nannte den Phidippides bey seinem Nahmen, und befahl ihm, die Athenienser zu fragen, warum sie ihn, der ihnen doch geneigt wäre, ihnen so manchen Dienst erwiesen hätte, und dieß auch noch ferner thun würde, durchaus nicht achteten. Die Athenienser glaubten seiner Aussage, bauten den Plan,

---

Da unterstützte er den Antrag der Scythen, durch Zerstörung der Brücke dem Perser den Untergang, den Joniern Unabhängigkeit zu bereiten. Aber Histiäus, der für seine Gewalt fürchtete, wenn sie der Arm des Königs nicht mehr schützte, sprach dagegen, und seine Meinung drang durch. Miltiades entging hierauf zweymahl dem Tode, das erste Mahl, als ihm während des ionischen Krieges Phönizier nachsetzten, um ihn gefangen dem Perserkönig auszuliefern, das zweyte Mahl, da ihn seine Feinde, nachdem er dieser Gefahr entronnen war, und in Sicherheit zu seyn glaubte, nach seiner Ankunft zu Hause wegen der an sich gerissenen Alleinherrschaft in Chersones gerichtlich belangten. Er blieb frey, und ward beym Einfall der Barbaren, zum Heil von Athen und ganz Hellas, Feldherr.

nachdem sie ihren Staat sicher gestellt sahen, über der Akropolis einen Tempel, und ehrten ihn, seit dem er ihnen diese Bothschaft gesandt hatte, durch jährliche Opfer und Fackelrennen. Phidippides kam den zweyten Tag, nachdem er Athen verlassen, dort an *).

Bey seiner Ankunft sprach er zu den Archonten: Die Athenienser bitten euch, ihr Lakedämonier, ihnen zu Hülfe zu eilen und nicht zu gestatten, daß die älteste unter den hellenischen Staaten in barbarische Knechtschaft sinke. Schon ward Eretria zerstört und Hellas um diese ansehnliche Stadt schwächer. Die Spartiaten beschlossen sogleich den Athenern beyzustehen. Für den ersten Augenblick war ihnen aber dieses unmöglich, weil sie ein altes Gesetz nicht aufheben wollten, welches ihnen nur mit dem Vollmonde auszuziehen erlaubte. Jetzt war erst der 9. des Monaths.

Hippias, des Pisistratus Sohn, führte die Barbaren nach Marathon, und ihm träumte bey sinkender Nacht, er schlafe bey seiner Mutter. Aus diesem Traume deutete er sich, er werde nach Athen zurückkommen, die Herrschaft wieder erhalten, und als Greis sein Leben in seinem Vaterlande beschließen. Er sandte nun die zu Gefangenen gemachten Eretrier nach

*) Sparta war nach unserem Längenmaße etwa sechs bis sieben und dreyßig deutsche Meilen von Athen entfernt.

Aigileia, die Insel der Stireer, ließ die Flotte bey Marathon anlegen, und stellte die Barbaren, sobald sie gelandet waren, in Schlachtordnung. Während er dieß aber alles betrieb, traf es sich, daß er stärker wie gewöhnlich husten und nießen mußte, und da er schon ein alter Mann war, dem die meisten Zähne wackelten, warf er einen davon mit der Gewalt des Nießens aus. Der Zahn fiel in den Sand, und Hippias gab sich große Mühe, ihn wieder zu finden. Da aber alles Suchen vergebens war, seufzte er und sprach zu denen, die ihn umgaben: Dieses Land ist nicht unser, und wir werden es uns nicht unterwerfen. Den Theil, auf den ich Anspruch machen konnte, hat mein Zahn schon in Besitz genommen *).

*) Uns heut zu Tage scheint der Zug unbedeutend, fast kindisch. Aber dem Griechen ward in Furcht und Hoffnung in jedem wichtigen Augenblicke des Lebens alles Vorbedeutung, alles Zeichen. Der Mensch, besonders aber der Mensch von ungewöhnlichem Schicksal, glaubt die Begebenheiten seines Lebens von einer höheren Ordnung der Dinge abhängig, und sieht sich hier und da ahnungsvoll um, ob sich ihm nicht etwas davon verkünde und offenbare. Das suchten die Helden verschiedener Zeitalter im Fluge der Vögel oder im Laufe und Stellung der Gestirne. So betrat denn auch Hippias, jetzt als Greis und Flüchtling, ängstlich hoffend, den Boden wieder, wo sein Vater kraftvoll und rühmlich geherrscht hatte. Da ward ihm der Traum, und des Träumens kleinliche

Auf solche Weise ging dem Hippias sein Traum in Erfüllung. Die Athenienser hatten sich auf einem dem Herakles geweihten Platze in Schlachtordnung gestellt, und hier auf dem Schlachtfelde kamen ihnen noch die Platäer mit ihrer ganzen Macht zu Hülfe.

Die athenienſiſchen Feldherren waren in ihren Meinungen getheilt. Die einen wollten, daß man ſich nicht ſchlagen ſollte, weil das Heer im Vergleich mit dem perſiſchen zu ſchwach ſey. Andere hingegen, vor allen Miltiades, riethen zur Schlacht, und als es ſchien, daß die ſchlechtere Meinung die Oberhand behalten ſollte, wandte ſich dieſer letztere an den Kallimachus, den damahligen athenienſiſchen Polemarchen, der kraft ſeines Amtes hier der Eilfte war, der Stimmenrecht hatte, und deſſen Stimme nach den alten athenienſiſchen Geſetzen eben ſo viel galt, als die Stimmen der Feldherren *). Zu dieſem begab ſich

---

Erfüllung. Auch dem Geſchichtſchreiber war der Zug nicht zu klein. Er unterläßt überhaupt nie, dergleichen Züge anzuführen; ſo wie durch ſeine ganze Geſchichte ein Wunderbares geht, wodurch ſie wie ein großes Epos erſcheint, in dem man das Walten einer Nemeſis gewahr wird, die das Schickſal der einzelnen Menſchen wie der Menſchengeſchlechter nach ihrem Maße beſtimmt und lenket.

*) Polemarch hieß jederzeit der dritte von den neun Archonten zu Athen. Der Polemarch hatte, außer verſchiedenen prieſterlichen Verrichtungen, vorzüglich

Miltiades und sprach: Es beruht nun auf dir, Kallimachus, ob du Athen in Knechtschaft bringen oder frey machen, und dir ein Denkmahl für alle kommende Zeiten stiften willst, wie weder Harmodius noch Aristogiton eines hinterläßt *). Denn seit dem Ursprunge der Stadt schwebte nie eine größere Gefahr über Athen. Du weißt, was wir würden erdulden müssen, wenn wir durch die Meder unterjocht, und dem Hippias ausgeliefert werden sollten. Hält sich die Stadt aber in diesem Augenblicke, so muß sie die erste in Hellas werden. Wie dieß möglich ist, und wie alles hier auf dir beruht, will ich dir sagen. Wir sind hier zehn Feldherren, und in unseren Meinungen getheilt. Die einen rathen zur Schlacht, die anderen widerrathen sie. Schlagen wir nun nicht, so fürchte ich, wird der Geist der Empörung sich bey den Athenienfern einschleichen und sie den Medern geneigt machen. Schlagen wir aber, bevor der Muth des Vol-

---

auch die Oberleitung in Angelegenheiten des Krieges, und die Aufsicht über das Kriegswesen.

*) Die zwey bey den Athenienfern gepriesenen Jünglinge, welche den Hipparchus, des Pisistratus Sohn, um einen Schimpf zu rächen, den dieser ihnen übermüthig zugefügt, ermordeten. Indeß wurde Athen durch diese That noch nicht frey, sondern noch vier Jahre lang, und zwar weit drückender als vorher, von Hippias, dem Bruder des Ermordeten, beherrscht.

kes sinkt, so werden wir, wenn die Götter beyden nur gleiches Glück zutheilen, den Sieg erringen. Dieß alles hängt nun von dir ab, und wird sich nach deiner Entscheidung fügen. Denn stimmst du bey, so wird dein Vaterland frey werden, und der erste unter den hellenischen Staaten. Trittst du aber jenen bey, die der Schlacht entgegen streben, so wirst du Schuld seyn, wenn uns alles Unglück zustößt, was den eben genannten Vortheilen entgegen steht.

Durch diese Rede gewann Miltiades den Kallimachus für seine Meinung, und da die Stimme des Polemarchen nun ebenfalls für die Schlacht fiel, war die letzte beschlossen. Darauf übertrugen die Feldherren, welche ebenfalls für die Schlacht gestimmt hatten, jedes Mahl, wenn die Reihe sie traf, das Heer anzuführen, dem Miltiades ihre Rechte. Dieser nahm auch ihr Anerbiethen an, führte die Athenienser aber nicht eher in die Schlacht, bis der Tag erschien, an welchem er ohnehin den Oberbefehl hatte. Als dieser aber erschien, stellte er das Heer in Schlachtordnung. Den rechten Flügel führte der Polemarch Kallimachus an, da die athenienſischen Gesetze ihm diese Stelle gaben; auf ihn folgten, dicht an einander gereiht, die athenienſischen Stämme nach der Zahl; und zuletzt behaupteten die Platäer den linken Flügel. Die Schlachtreihe des ganzen Heeres war der Schlacht-

reihe, welche das mediſche bildete, gleich; das Mitteltreffen aber hatte wenig Tiefe, und es war ſchwach; da hingegen man den beyden Flügeln durch die größere Menge alle Stärke gegeben hatte.

Nachdem das Heer geordnet war, und das Opfer ihm glückliche Zeichen gegeben hatte, ſtürmten die Athenienſer in vollem Laufe auf die Barbaren, obgleich ein Zwiſchenraum von acht Stadien ſie von ihnen trennte. Die Perſer ſahen ſie auf ſich zurennen, und rüſteten ſich, ſie zu empfangen. Sie hielten ſie aber für raſend, und glaubten, daß ſie ſich einem unvermeidlichen Tode überlieferten, da ſie ſo geringe an Zahl, ohne durch Reiterey oder Bogenſchützen unterſtützt zu ſeyn, es wagten, ſie im vollen Laufe anzugreifen. Die Athenienſer aber, ſobald ſie mit den Barbaren handgemein geworden waren, fochten vortrefflich, und waren, ſo viel wir wiſſen, bemerkt unſer Geſchichtſchreiber, die erſten unter allen Hellenen, die die Feinde im Laufe angriffen, und die erſten, die den Anblick der mediſchen Tracht und der mediſch gekleideten Männer ertrugen, da bisher ſchon der Nahme dieſes Volkes unter den Hellenen Furcht und Schrecken erregte.

Lange ſchlug man ſich in dieſen Gefilden von Marathon, und das Mitteltreffen, welches die Perſer ſelbſt und die Saker gegen ſich hatte, mußte den Barbaren, die es durchbrachen und dann landeinwärts ver-

folgten, weichen. Aber auf beyden Flügeln siegten die Athenienser und Platäer, und ließen die Barbaren, sobald sie sie geschlagen hatten, ungestört fliehen. Sie ließen ihre Flügel aber zusammenstoßen, um sich gegen den Theil der Feinde zu wenden, der ihr Mittelreffen durchbrochen hatte, und sie bekämpften und besiegten auch diesen. Das Heer verfolgte darauf die fliehenden Barbaren unter beständigem Gemetzel, bis sie an das Meer gelangten, wo sie Feuer forderten, und die Schiffe in Brand zu stecken suchten. In dieser Schlacht verlor der Polemarch Kallimachus, nachdem er die größte Tapferkeit bewiesen, das Leben, auch fiel Kynaigirus, der Sohn Euphorions, als man ihm die Hand abhieb, womit er eines von den brennenden Schiffen zurückhielt, und außer diesen noch eine Menge berühmter Athenienser. Die Athenienser eroberten sieben Schiffe. Auf den übrigen zogen sich die Barbaren zurück, und umschifften, nachdem sie die Gefangenen aus Eretria von der Insel, auf der sie sie zurückgelassen, aufgenommen hatten, das Sunische Vorgebirge, um vor den Athenienfern noch Athen zu erreichen. Die Athenienser aber eilten, so sehr sie konnten, zur Stadt, und langten vor den Barbaren bey derselben an. Sie schlugen ihr Lager, nachdem sie eben den einen herakliſchen Hain zu Marathon verlassen hatten, in einem anderen zu Kynosarges auf. Die

Barbaren aber legten sich Phalerus, dem damahligen Hafen der Athenienser gegenüber, vor Anker, und schifften demnächst wieder nach Asien zurück. In dieser Schlacht bey Marathon verloren die Barbaren gegen 6400 Mann, die Athenienser hingegen 192 Mann.

Sobald Datis und Artaphernes in Asien gelandet waren, führten sie die Eretrischen Gefangenen nach Susa. Ehe sie in seine Knechtschaft geriethen, war der König schrecklich zornig über dieses Volk, weil es zuerst den Zwist erhoben hatte. Als er sie aber nun als Sclaven vor sich geführt und sich unterworfen sah, fügte er ihnen weiter kein Leid zu, sondern räumte ihnen eine ihm eigen zugehörende Landschaft in Kissien, Mahmens Anderika, zum Anbau ein. Dort hieß der König Darius die Eretrien wohnen, und sie waren noch zu Herodots Zeiten in der nähmlichen Gegend, und hatten ihre alte Sprache beybehalten.

Nach dem Vollmonde kamen 2000 Lakedämonier nach Athen. Sie hatten sich so sehr beeilt, um die Perser noch zu treffen, daß sie in drey Tagen den Weg von Sparta nach Attika zurückgelegt hatten; sie trafen aber erst nach der Schlacht ein. Dennoch waren sie begierig, die Meder zu sehen, und begaben sich deßwegen nach Marathon. Dort priesen sie die Athenienser und ihre That, und kehrten dann nach

Sparta zurück. Nach der Schlacht bey Marathon war des Miltiades Nahme, welcher schon vorher in Ansehen stand, noch größer unter den Athenienſern. Er forderte jetzt 70 Schiffe, ein Heer und Geld, ohne zu ſagen, in welches Land er ſeine Mitbürger zu führen gedächte, unter dem bloßen Verſprechen, er wolle ſie bereichern, wenn ſie ihm folgten, denn er gedächte ſie nach einem Lande zu führen, aus welchem ſie ohne Mühe eine unſägliche Menge Geldes wegſchleppen würden. Mit ſolchen Worten bath er ſie um die Schiffe, und die Athenienſer ließen ſich durch ſolche Ausſicht verleiten, ſie ihm zu geben.

Sobald Miltiades dieſe Macht unter ſeinen Befehlen verſammelt ſah, führte er ſie nach Paros. Er nahm den Vorwand zur feindlichen Behandlung dieſer Inſel von dem Umſtande her, daß die Parier die Perſer nach Marathon begleitet, und auf dieſe Weiſe den erſten Grund zu den Feindſeligkeiten gelegt hätten; in der That aber führte ihn ſein eigener Groll, den er gegen die Parier hegte, dahin, da ihn einſtens Lyſagoras, des Tiſias Sohn, der von Geburt ein Parier war, bey dem Perſer Hydarnes verleumdet hatte. Sobald er auf der Inſel angelangt war, belagerte er die Parier, die ſich in ihren Mauern eingeſchloſſen hatten, und ließ ihnen durch einen Herold ſagen, ſie ſollten ihm hundert Talente zah-

762068 A

len, unter der Drohung, daß er ihre Stadt, im Falle sie sich weigern sollten, so lange belagern würde, bis er sie eingenommen hätte. Die Parier aber beschlossen, das geforderte Geld nicht zu geben, vielmehr ihre Stadt zu beschützen, und gleich bey Einbruch der Nacht an einer Stelle, wo sie leichter zu erstürmen war, eine Mauer, doppelt so hoch wie die alte, aufzuführen.

Miltiades befand sich in Verlegenheit: da wandte er sich, wie die Parier sagen, an eine gefangene Parierinn mit Nahmen Timo, welche eine Priesterinn der unterirdischen Gottheiten war.

Auf deren Rath ging Miltiades auf den vor der Stadt gelegenen Hügel, und sprang, als er dort das Thor an dem Haine der Demeter Thesmophoras nicht zu öffnen vermochte, über den Zaun. Dann ging er auf den Tempel selbst zu, um entweder in demselben etwas nicht zu Berührendes wegzubringen oder auch sonst etwas dort vorzunehmen. Als er aber an die Pforte kam, überfiel ihn ein solches Zittern, daß er den nähmlichen Weg zurückging, und indem er über den Zaun sprang, sich den rechten Schenkel verrenkte, oder wie andere sagen am rechten Knie eine Wunde fiel.

Bald kehrte er, durch sein übles Befinden gezwungen, nach Hause zurück, ohne den Athenienfern

Schätze zu bringen, nach die Insel Paros nach einer sechs und zwanzigtägigen Belagerung erobert zu haben. Da hörten die Athenienser nicht auf, über den Miltiades zu reden, und Xantippus, der Sohn Ariphrons, verklagte ihn bey dem athenienſiſchen Volke, weil er es betrogen hätte, und verlangte ſeinen Tod. Miltiades konnte ſich nicht auf der Stelle vertheidigen, weil ſeine Wunde am Schenkel, die ihn auf dem Lager zurück hielt, ihn daran hinderte. Seine Freunde übernahmen daher ſeine Rechtfertigung, und ſprachen darin viel von der Schlacht bey Marathon und der Einnahme von Lemnos, welches er früher erobert, und den Athenienſern unterworfen hatte. Das Volk erließ ihm darauf die Todesſtrafe, verdammte ihn aber dennoch ſeines Verbrechens wegen zu einer Geldſtrafe von 50 Talenten. Doch Miltiades ſtarb, da der Schenkel in Brand übergegangen war, und ſein Sohn Kimon erlegte die 50 Talente.

Der Angriff auf Paros war die letzte Unternehmung in Folge des Krieges geweſen, der mit dem Siege bey Marathon und der Heimkehr der Barbaren eigentlich ſchon beendigt war.

Ode.

Hin schwanden die Jahrtausende,
Im Riesenstrom der Zeit,
Die Gegenwart, die brausende,
Stürzt in Vergangenheit.

Hinstürzt der düstre Wolkentag,
Wie der uns einst entzückt,
Hinstirbt des Herzens Fieberschlag,
Hin, was uns freut und drückt.

Was aber Großes je geschah,
Zernagt kein Zeiten-Zahn,
Ein Feyenbild der Morgana,
Sprichts es den Enkel an.

Ihm schwellt die Pulse Rächerlust,
Er greift, er greift zum Schwert,
Und stößt's in die Tyrannen-Brust,
Der hohen Ahnen werth.

Drum Thaten in den Riesentanz
Der Jahre hingesä't,
Sie schlingt der Ruhm zum Sternenkranz,
Der ewig nicht vergeht. —

Kenner.

Von
Wittich dem Starken.

§. 1.

Wieland der Schmied hatte von der Tochter des Königs Nidung von Jütland einen Knaben, welcher Wittich genannt ward.

*) Dieser Auszug ist aus den nordischen Heldenromanen übersetzt von F. v. Hagen genommen. Wir wollen hier einiges anführen, was Fr. Schlegel im deutschen Musäum Jänner 1812 über den Werth dieser Dichtungen, und ihren entschiedenen Nutzen ausfagt:

„Die uralten Sagen werden immer die beste Einleitung und Vorbereitung zu einer wahrhaft vaterländischen Geschichte seyn. Sie enthalten zwar nur zum Theile urkundliche Wahrheit; das übrige ist nach den Gesetzen der Einbildungskraft hinzugedichtet. Aber sie offenbaren, was nicht in todten Schriftzügen aufbewahret werden kann, die Stammesart und die ursprüngliche Eigenthümlichkeit der Völker. — Sie wären vorzüglich geeignet, den Geschichten unsers Volks einen dichterischen Hintergrund zu geben, woran es ihnen bisher ganz und gar gefehlt hat. —

Dieſer wuchs an des Königs Hofe einige Winter auf, und es wurde von ihm geſagt, daß an Verſtand, Stärke, Schönheit und Wuchs nicht ſeines Gleichen war in ganz Dänemark, ja wenn man auch nochmahl ſo weit darnach ſuchte.

Nachdem aber der alte König Nidung geſtorben war, und ſein Sohn das Reich übernommen hatte, kam Wieland, der in Seeland wohnte, auch dahin. König Ottwin, der Bruder ſeiner Gemahlinn, empfing ihn wohl und bath ihn da zu bleiben, wenn er wollte.

Alles verkleinert ſich mehr und mehr, je näher wir unſern Tagen rücken. Große Menſchen, ſolche, welche das von Gott ihnen ins Leben mitgegebene Erbtheil perſönlicher Kraft mit dem beharrlichſten Nachdrucke ihres Willens behaupteten und anbauten, ſind im Mittelalter zu Hauſe. Die Geſchichte jener Jahrhunderte iſt ganz dazu gemacht, vaterländiſche und männliche Geſinnungen zu bilden. — Lange genug hat man das heranwachſende Geſchlecht mit ſüßlicher aber markloſer Nahrung kläglich verzärtelt; der Erfolg iſt auch darnach ausgefallen. Verſucht es einmahl anders: führt die Jugend ins Freye hinaus, an den halb verwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eiſen geſchwängerte Quell der Heldendichtung noch lebendig hervorſprudelt. Da laßt ſie einen friſchen Trunk thun. Das Eiſen iſt nicht nur das nützlichſte aller Erze im Kriege und Frieden; es iſt auch dem menſchlichen Körper das angemeſſenſte, und innerlich gebraucht wirkt es heilſam, die erſchlafften Glieder wieder zu ſtählen."

Wieland erwiederte, es dünke ihm behaglicher wieder heim zu fahren in sein Geburtsland und zu seinem Vatererbe, doch sagte er, wolle er dem König zugethan seyn in allen guten Dingen, so viel er nur immer vermöchte. Und so fuhr er heim nach Seeland, und mit ihm seine Gattinn und sein dreyjähriger Sohn Wittich.

Der König gab ihm großes Gut, und viele Kostbarkeiten, und so schieden sie als gute Freunde.

Wieland lebte nun auf Seeland lange Zeit, und war weit berühmt in allen nördlichen Ländern der Welt wegen seiner Kunst und Geschicklichkeit.

§. 2.

Wittich war nun 12 Winter alt, groß von Wuchs gewaltig stark, hart von Gemüth, dabey edel und beliebt, und gab niemandem nach.

Nun fragte Wieland seinen Sohn, ob er so große Kunst erlernen wolle, als er ihm lernen könne, so daß kein dritter noch eben so gut schmieden kann, als wir beyde, und wenn man auch in aller Welt darnach suchte. — Wittich antwortete: um meiner Mutter Willen, so gebe Gott, daß niemahls Hammer noch Zange in meine Hand komme. Da fragte Wieland, was willst du denn aber erlernen, dadurch du dir mit Ehren beydes, Nahrung und Kleidung,

schaffen magst?" Wittich antwortete, „ich liebe mir vor allem ein gutes Roß, einen starken Spieß, ein scharfes Schwert, einen neuen Schild, einen harten Helm, und blanken Harnisch, und damit einem berühmten Fürsten zu dienen, und mit ihm zu reiten so lange mir das Leben vergönnt ist.*) Wieland sagte

*) Tacitus sagt (de moribus Germanorum 14). Gewerbe und Ackerbau halten sie minder für ihren Beruf, als den Feind fordern und Wunden erringen. Ja es dünkt ihnen Trägheit und Schlaffheit, durch Schweiß erwerben was durch Blut zu erhalten ist. Viele junge Edle gehen demnach, wenn die Völkerschaft, aus der sie stammen, in langem Frieden thatenlos erschlafft, zu Nationen, die eben Krieg haben, weil den Germanen Ruhe lästig, und in Gefahren es leichter ist, berühmt zu werden.

Es sey fern, von uns, das zu tadeln, oder darüber einseitig abzuurtheilen, ohne auf den Geist, die Kräfte und Bedürfnisse jener Zeit Rücksicht zu nehmen. Bey allen Völkern beynahe, war ja Tapferkeit, Manneskraft die erste Tugend, daher auch in so vielen Sprachen, Tapferkeit und Tugend ursprünglich gleichbedeutend waren. Der Friede, der große Wunsch unserer Zeit, — konnte für sie keinen Werth haben, denn es galt dazumahl, die rohen, mehr körperlichen Kräfte des Menschen zu entwickeln. Wer dieß that mit Muth, Selbstaufopferung und Standhaftigkeit, dessen persönlicher Werth, dessen Tugend, darf ohne Bedenken derjenigen an die Seite gesetzt werden, die in unserer Zeit an den edleren Kräften

daß es besser ergeht." Wieland antwortete: „Das ist nicht mein Rath, daß du zu diesem Dietrich fährst: kommt ihr im Zweykampf zusammen, so magst du nur kurze Zeit ihm widerstehen, so gewaltig ist er. Ich will dir einen andern Rath geben. Ich weiß hier einen Wald, und in dem Walde ist ein Riese, der ist groß und stark, und thut vielen Leuten großen Schaden, dazu will ich dir helfen, daß du ihn überwindest. Und wenn du diese Heldenthat vollbracht hast, so wird der König von Schwedenland dich wohl dafür lohnen, und dir seine Tochter geben, und mit ihr sein halbes Reich, dieweil der Riese seinen Leuten großen Schaden gethan hat." Wittich antwortete: „Das will ich fürwahr nicht um Willen eines Weibes unternehmen; denn sicher würde man sagen, wenn ich deßhalb von diesem Riesen erschlagen würde, daß ich mein Leben schimpflich verloren hätte. Darum will ich lieber thun, was ich zuvor sagte: gen Süden will ich fahren, und mich mit Dietrich messen." Wieland sagte darauf: „Sintemalen ich dich nicht davon abhalten kann, so hülft nichts dafür, ich muß dir schon geben, was du brauchst."

§. 3.

Da gab Wieland ihm die Panzerhosen, darin wappnete er sich, und die waren stark und wohl gemacht und leicht, darnach gab er ihm den Harnisch,

den stülpte er über sich, und der war von hartem Stahl und durchaus zweydräthig, lang und weit, wie er ihm paßte. Nun nahm Wieland ein Schwert, und sprach also zu ihm: „Mein Sohn, dieses Schwert heißt Mimung, halt' und gebrauch' es wohl; selber schmiedete ich dieß Schwert, und für deine Hand habe ich es aufbewahrt, und ich meine, dieses Schwert soll dir schneiden, wenn du nicht etwa ein Schwächling bist." Darauf setzte Wittich sich einen Helm auf das Haupt, der war geschmiedet aus dem härtesten Stahle, mit großen Nägeln beschlagen, dick und stark. Auf demselben war ein Lindwurm gebildet, der Schlange genannt wird. Dieser Wurm war goldglänzend, das bedeutete Wittichs Ritterschaft; dabey war er giftsprühend, und das bedeutete Wittichs Grimmigkeit. Sodann nahm er seinen Schild, und henkte ihn sich um den Hals. Dieser Schild war dick und schwer, so daß ein Mensch nicht mehr mit einer Hand heben konnte. Der Schild war weiß, und mit rother Farbe Hammer und Zange darauf gemahlet, deßhalb, weil sein Vater ein Schmied war. Über diesem Bilde oberwärts standen drey Karfunkelsteine; das bedeutete, daß er von seiner Mutter Seite aus königlichem Geschlechte war. Darauf gab Wieland ihm ein Roß, das hieß Schiming, und war das beste aller Rosse; sein

Sattel war aus Elfenbein gemacht, und darauf eine Natter gebildet.

Nun ging Wittich zu seiner Mutter, küßte sie, und wünschte ihr wohl zu leben, und sie wünschte ihm glücklich zu reisen, und gab ihm drey Mark Goldes, und ihren Goldring, dann küßte er auch seinen Vater, und wünschte ihm wohl zu leben; und Wieland wünschte seinem Sohne glücklich zu reisen, und beyde waren sehr betrübt als sie schieden. Darauf nahm Wittich seinen Speer, und sprang auf den Rücken seines Rosses, ohne in den Stegreif zu steigen. Da lachte Wieland, als er das sah, er geleitete ihn auf den Weg, und bezeichnete ihm die Straße aufs genaueste, und gab ihm noch manchen guten Rath mit. Und damit schieden Vater und Sohn, und Wieland ging wieder heim.

§. 4.

Nun ritt Wittich lange Wege durch große Wälder, über gebautes und ungebautes Land. Er kam an einen großen Strom, der hieß Eides-Strom *) Da konnte er die Furth, die ihm sein Vater bezeichnet hatte, nicht finden — indem kamen drey Ritter dahin zu reiten: der eine war Hildebrand der Pfleger

*) Vermuthlich die Etsch, an welcher Bern liegt.

Dietrichs von Bern, der andere war Heime, und der dritte war der Jarl, welcher Hornboge hieß. Diese beyden Ritter, Hildebrand und Heime, hatte Dietrich nach dem Jarl gen Winnland *) gesendet, weil er wußte, daß Hornboge ein so guter Held war, daß nimmer ein besserer zu finden, beydes, an Ritterschaft, und an allem andern, so einem guten Helden geziemt; deßhalb wollte Dietrich ihn zu seinem Genossen und Stallbruder haben, sammt allen seinen Mannen **).

Wittich ritt ihnen entgegen und sagte: „Ihr drey gute Ritter, Gott helfe euch! ich würde jeden von euch bey seinem Nahmen nennen, wenn ich sie wüßte. Ihr möget fragen alles, was ihr wollt von mir oder meiner Fahrt, und ich will euch wahrhaft sagen, was ihr fragt." Da sprach Hildebrand: „Wie ist dein Nahme, guter Freund, und wo stammst du her? und was thust

*) Windland. Wendenland, das sich damahls von der Ostsee und der Elbe bis nach Italien von Wineta bis zur Windischen Mark und Venedig erstreckte.

**) Immer von einer großen Schar der besten Männer umringt zu seyn, ist Hoheit, ist Macht; im Frieden Glanz, im Kriege Wehr; das gab ihnen nicht nur bey ihrem Volke, sondern auch bey den Nachbarn Achtung und Ruhm, wenn einer sich durch Zahl und Tapferkeit seines Gefolges auszeichnete. (Tacitus de mor. Germ. 13.)

du hier, und warum reiteſt du ſo allein durch unbekannte Länder?"

Wittich antwortete: „Ich bin ein Dänemann von Geburt, ich heiße Wittich, und mein Vater heißt Wieland, meine Mutter iſt die Tochter König Nidungs, der über Jütland herrſchte: und reiten will ich zu Dietrich, Sohn Dietmars, Königs von Bern, und ehe ich wieder heimkehre, ſo muß er erfahren, und wir beyde gegen einander, wie feſte Schilde wir haben, wie ſtarke Helme, wie ſcharfe Schwerter, und wie harte Panzer, dieweil er jetzt der berühmteſte iſt aller Welt, wegen ſeiner Kühnheit und Stärke.

Als Hildebrand ſah, daß dieſer Mann ſo groß und übermenſchlich war, daß ihm däuchte ſeines Gleichen nie geſehen zu haben, und dem gemäß auch ſeine Waffen und ſeine ganze Rüſtung waren, ſo wußte er wohl, daß ſein Herr Dietrich in große Gefahr kommen würde, und es blieb ihm zweifelhaft, wer von ihnen beyden den andern überwinden würde. Da erdachte Hildebrand einen Rath bey ſich, denn er war ein weiſer Mann. Er ſprach ſodann zu Wittichen ganz fröhlich: Gott ſey deß gelobt, daß ich nun den Mann gefunden habe, von dem ich wähne, daß er Kühnheit genug hat, das Schwert gegen Dietrich zu ſchwingen, auch vermeine ich, wenn du Glück dazu haſt, wie dein Anſehen verheißt, daß du ſeinen Übermuth beu-

gen sollst, denn er wähnt, daß niemand mit ihm verglichen werden könne an Stärke und Tapferkeit, wenn man auch in aller Welt darnach suchte. Komm also, und mache Bruderschaft mit mir, und laß uns gegenseitig den Eid der Treue schwören, daß wir einander in allen Nöthen beystehen, wo wir auch immer seyn mögen. Wittich antwortete: „Es scheint mir, daß du ein braver Mann bist, dabey reich und edlen Geschlechtes, warum sollt ich euch die Bruderschaft versagen, der ich zuvor ganz einsam ritt? Aber wie sind eure Nahmen?" „Ich heiße Baltram, Sohn Reginbalds des Jarls von Venedig; der andere heißt Sintram, Herbrands Sohn, und der dritte ist Harnbogi, Jarl von Winnland." Nun reichten Wittich und Hildebrand sich die Hände, und machten Bruderschaft. Hierauf ritten sie zu dem Strom, und Hildebrand wußte die Furth durch denselben.

§. 5.

Nun ritten sie fürder ihre Straße, bis da, wo die Wege sich schieden, da sagte Hildebrand: „Diese beyden Wege führen nach Bern, der eine ist lang und schlimm, der andere viel kürzer und besser, aber auf diesem kürzern Wege ist eine Schwierigkeit: da ist nähmlich ein Strom, über den man nicht anders kommen kann, als auf einer Steinbrücke, und an

dieser Brücke steht eine Burg, die heißt Bricktan *). Dieselbe haben zwölf Räuber inne, deren einer Gramolwif heißt. An der Brücke ist ein Zoll, da müssen wir unsere Rosse und Waffen lassen, und die gutwillig geben, wenn wir unser Leben oder unsere Gliedmaßen behalten wollen. Und es ist wenig Hoffnung, daß wir wider ihren Willen über die Brücke kommen; denn Dietrich hat schon versucht, die Burg zu gewinnen, aber nichts ausgerichtet. Wer also diese zwölf Kämpen überwindet, dem vermag weder Dietrich, noch jemand anderer zu widerstehen. Aber nach meinem Rathe fahren wir lieber den längern Weg."

Da antwortete Witich: „Sicherlich wollen wir den kürzern Weg fahren; denn einen ausländischen Mann lassen sie wohl in Frieden reiten, wohin er will. Hierauf ritten sie den Weg, den Witich wollte, sie kamen in einen Wald, der hieß Lurwald, und draußen vor demselben stand die Burg. Als sie die Burg sahen, da sprach Witich: „Hatret hier mein, ich will nur voraus reiten zu der Brücke: es kann seyn, daß ich von ihnen erlange, daß sie ohne Zoll uns fürbaß reiten lassen, wenn ich ihnen gute Worte gebe, wenn ich das aber nicht erlange, so reite ich

*) Vermuthlich Brixen am Zusammenfluß des Rienz und Eisack-Flusses, der bey Botzen in die Etsch fällt.

unverrichteter Sachen wieder zu euch." Sie bathen ihn, hinzureiten, und dünkte ihnen solches gut, obgleich sie ihm diese Fahrt mißgönnten.

Da ritt Wittich zu der Burg und der Steinbrücke; die in der Burg saßen oben auf den Zinnen und sahen seine Fahrt. Da sprach Gramaleif: „Da reitet ein Mann, der hat einen großen Schild; dieser Schild ziemte mir wohl, und ich will ihn haben; ihr aber mögt euch seine übrige Rüstung theilen, wie ihr wollt." „Da sprach Studfus: „Ohne Zweifel führt dieser Mann ein gutes Schwert: das muß mein werden, und um keinen Preis will ich das lassen, wenn mir auch noch so großes Gut gebothen würde." Da sprach Thrälla: „seinen Panzer will ich haben;" da sprach Siegkab: „seinen Helm will ich haben;" da sprach der fünfte: „er hat gewiß ein gutes Roß;" da sprach der sechste: „Ich will seinen Rock und alle seine Kleider haben;" da sprach der siebente: „was bleibt mir nun außer seine Panzerhosen, da alles andere schon vertheilt ist?" da sprach der achte: „seinen Gürtel mit dem Säckel will ich haben, und alles, was darin ist;" nun sprach der neunte: „ich für meinen Theil will seine rechte Hand haben;" da sprach der zehnte: „fürwahr, ich habe mir seinen rechten Fuß zugedacht, eh ich heimfahre. „Nun sprach der eilfte: „so will ich sein Haupt haben; da sagte Studfus:

so würde mein Vater sagen, daß Dietrich mit Gewalt und wider meinen Willen mir das Schwert abgenommen, darum will ich es um keinen Preis missen." Darauf forderte einer nach dem andern, jeder sein Stück, so wie sie es vorher unter sich vertheilt hatten. Wittich bath sie noch, ihn in Frieden seine Straße fahren zu lassen, er wolle ihnen aber nicht einen Heller geben, ohne daß sie es ihm vergälten.

---

ist, mit Dietrich zu kämpfen, daß er immer wieder darauf zurückkehrt und alles wieder darauf bezieht. Es war aber auch nach dem Geiste jener Zeit ein Unternehmen, dessen nur ein edles, nach Hohem trachtendes Gemüth fähig war, rühmlich, wie auch der Kampf ausfallen mochte. Denn falls er besiegt wurde, war das keine Schande, wenn er sich nur tapfer gewehrt hatte, und er konnte alsdann immer Dietrichs Mann werden, und bey ihm bleiben, wie sein Wunsch war; wenn er aber Sieger blieb, so war er des ausgezeichnetesten Ruhmes gewiß; denn die Sieger in einem feyerlichen Zweykampfe wurden den größten Männern der Nation an die Seite gesetzt. — Huldigte doch auch ganz Griechenland einem Sieger in den olympischen Spielen mit Bewunderung und Ehrfurcht — da doch die Vorbereitung dazu, um den Preis der körperlichen Stärke und Gewandtheit zu erringen, weniger edel und der Zweck nicht so rühmlich war — denn man hat weniger Beyspiele, daß ein Sieger zu Olympia — auch außer der Rennbahne sich hervorgethan hätte.

Da sprach Studfus: „Fürwahr wir sind rechte Memmen, daß wir unser Zwölfe hier vor einem Manne stehen, der uns trotzig antwortet; zieht eure Schwerter, er soll hier seine Waffen lassen, und noch das Leben obenein geben. „Indem zog Studfus jählings und ingrimmig sein Schwert aus der Scheide, und hieb Wittichen auf seinen Helm; dieser Helm aber war so hart, von dem härtesten Stahl, daß es noch weniger auf ihm haftete, als auf dem härtesten Stein. Wittich zog schleunig und mit großem Zorn sein Schwert Mimung, drang muthig auf sie ein, und hieb auf Studfus mit dem ersten Schlage gegen seine linke Achsel, so daß er alles durchschnitt Brust und Schultern sammt dem Harnisch bis zur rechten Seite, und beyde Stücke einzeln zur Erde fielen.

Da kam durch diesen Schlag große Furcht unter seine Gesellen, und wäre nun mancher gerne daheim gewesen; doch zogen sie alle ihre Schwerter, und drangen alle auf Wittich ein, und spornte einer den andern zum Angriff. Da hieb Gramaleif Wittich auf den Helm, aber der Helm war so hart, daß er nichts versing. Dagegen hieb Wittich auf Gramaleif, und spaltete ihm das Haupt, und den Bauch bis auf den Gürtel, so daß er todt zur Erde fiel. *)

*) Wenn wir auch von diesen furchtbaren Hieben etwas auf Rechnung der allen ursprünglich rohen Völkern

Da sprach Hildebrand zu seinen Gesellen: „Ich sehe, daß sie schon an einander gekommen sind, reiten wir nun, und sehen wie es zwischen ihnen ergeht. Und wenn Wittich diese Männer besiegt, und wir ihm nicht zu Hülfe gekommen sind, so wird er sagen, daß wir ihm im Stiche gelassen haben, wie es auch wäre, und es wäre unser Tod, wenn er uns träfe; auch hätte ich so meinen Eid gebrochen, da ich Wittichen zur Bruderschaft schwur."

Da sprach Heime: „Mein Rath ist der, daß wir hinreiten und ihm beystehen, wenn wir gewahren, daß er die Oberhand hat; wenn er aber unterlegt, so reiten wir auf's hurtigste von dannen, und geben uns nicht in Fährlichkeiten eines unbekannten Nahmens, wegen das ist für uns das sicherste und auch ohne Nachrede.

Schändlich wäre es, wenn wir ihn verließen, sagte Hildebrand.

„Sitenmahl," sagte Jarl Hornboge, „daß wir

---

eigenen Übertreibungssucht schieben wollen, so erzählt doch schon Plutarch in Camillus, daß die größte Stärke der Gallier (einem deutschen Stamme) in ihren Schwertern bestände, welche sie auf eine wilde Art ohne alle Kunst, so führten, daß sie Kopf oder Schultern spalten und gegen sie die hölzernen Schilder der Römer nicht aushalten konnten.

ihm Treue und Bruderschaft verheißen haben, so ist es wacker, daß wir ihm beystehen."

„Das soll geschehen," sagte Hildebrand, „aufs beste und mannlichste."

Da ritten sie vorwärts zu der Steinbrücke. Wittich hatte unterdessen große Arbeit gehabt, indem er seinen Widersachern manchen schweren Hieb zugetheilt hatte, so daß von den zwölfen schon sieben todt da lagen. Siegstab aber mit den fünf andern entkam durch die Flucht.

§. 6.

Da kamen Wittich und seine Gesellen wieder zusammen, und begrüßten einander freundlich. Dann ritten sie alle in das Schloß, und nahmen da Wein und Speise, und alles dessen sie bedurften, an Gold und Kleinodien; sie blieben hier die Nacht, und gingen schlafen.

Nun dachte Hildebrand viel an Wittich, wie gar stark er wäre, und glaubte nun gewiß zu wissen, daß der junge Herr Dietrich sein Waffenbruder und Pflegesohn, an ihm seinen Mann finden werde; auch dachte er viel an Wittichs Waffen, wie so gut die wären und als es Mitternacht war, da stand Hildebrand auf und zog sein Schwert aus der Scheide, sodann nahm er Wittichs Schwert Mimung, zog es auch aus der Scheide, und steckte sein Schwert dafür hinein, und

Da antwortete Dietrich: „Ich will in meines Vaters und meinem eigenen Lande den Frieden einsetzen, daß nicht jeder Landstreicher und Hundsfot mich zum Zweykampf fordern soll.—" „Halt ein Herr, und rede nicht also, du weißt nicht eben, mit wem du redest, und ich weiß wahrlich nicht, wie euer Kampf ausfallen, und ob du oder er den Sieg davon tragen wird; ja mich dünket wahrscheinlicher, daß dir das wird zu Theil werden, was man Unsieg nennt wenn du niemand andern zu Hülfe hast, als dich selbst." Da sprach Reinald, ein Mann Dietrichs: „Es ist fürwahr ein großer Unfug, Herr, daß jeder Bube dich in deinem eigenen Lande zum Zweykampfe fordern darf." Aber als Hildebrand dieß hörte, da sprach er: „Nicht sollst du noch einmahl meinen Gefährten mit solchen Schmähworten beschimpfen," und indem schlug er ihn mit der Faust gegen die Ohren, daß er sogleich sinnlos zu Boden niederstürzte. Da sprach Dietrich zu Hildebrand: „Ich sehe, du läßt es dir sehr angelegen seyn, diesem Manne beyzustehen, aber du sollst sehen, wie sehr er dein genießen wird, noch diesen selben Tag soll er draußen vor Bern hangen."

Da antwortete Hildebrand: „Wenn er in deine Gewalt kömmt, nachdem ihr eure Stärke und Tapferkeit versucht habt, so muß er sich deinem Ur-

theil unterwerfen, wie hart es auch sey; jedoch meint er, daß es ihm besser ergehen und noch ist er ungebunden, und ich meine auch, daß er es den ganzen Tag bleiben soll, wenn ihr beyde allein handgemein werdet, das wirst du wohl inne werden."

Da rief Dietrich hastig nach seinen Waffen, die wurden ihm auch sogleich gebracht. Da fuhr er in die Panzerhosen, darauf nahm er den Harnisch, und warf ihn sich über, und setzte dann seinen Helm Hildegrimm auf sein Haupt; sodann umgürtete er sich mit seinem Schwerte Nagelring, und nahm seinen Schild, auf welchem ein güldener Leue im weißen Felde gebildet war, und endlich faßte er seine Lanze. Indem war auch sein Hengst bereit, der hieß Falke, und nun ritt Dietrich hinaus vor Bern, auf die Kampfbahn und ein großes Gefolge mit ihm, beydes von Häuptlingen und Rittern.

Als nun Dietrich hinaus kam vor Bern, da fand er schon Wittichen und Hildebranden mit wenigen Begleitern. Wittich saß auf seinem Hengst in seiner vollen Rüstung ganz schlagfertig, und erschien beydes, groß und stattlich.

Heime trat zu Dietrichen heran mit einer Schale voll Weins in der Hand, und sprach: „Trink Herr, Gott gebe dir Sieg, heut und immerdar!" Dietrich nahm die Schale, trank sie aus, und gab sie zurück.

Da brachte Hildebrand Wittichen ebenfalls eine Schale, Wittich sagte, daß er sie zuvor Dietrichen bringen sollte: „und bitte ihn, daß er mir zutrinke.“ Hildebrand brachte nun Dietrichen die Schale, der war aber so zornig, daß er sie durchaus nicht annehmen wollte. Da sprach Hildebrand: „Du weißt noch nicht recht, auf wen du so zornig bist, aber du wirst bald einen Helden an ihm finden, und nicht, wie ihr heute gesagt habt, daß er ein Taugenichts wäre.“ Darauf kehrte er wieder zurück und reichte Wittichen die Schale und sprach: „Trinke nun, und wehre dich sodann mit Mannheit und Tapferkeit, und Gott verleihe dir seinen Beystand und lasse es dir wohl ergehen.“ Da nahm Wittich die Schale, trank sie aus, und reichte sie Hildebranden zurück, zugleich gab er ihm seinen Goldring und sprach: „Hab' Gottes Lohn für deine Hülfleistung und lebe gesund!“ Da rief Dietrich Wittichen an, und fragte, ob er nun fertig sey; und Wittich antwortete, daß er sich nicht säumen werde.

§. 9.

Da schlugen nun beyde ihre Hengste mit den Sporen, und legten ihre Lanzen ein, und Dietrich führte ein weißes Fähnlein mit einem rothen, Gold umsäumten Leuen. Wittich aber führte ein rothes Fähnlein und darin Hammer und Zange von weißer Farbe. Und damit ritten beyde so schnell auf einander

los, wie ein hungeriger Habicht auf seinen Raub schießt, und als sie zusammen trafen, da stieß jeder mit seinem Speer mit aller Kraft auf den andern. Dietrichs Speer glitt von Wittichs Schild ab, und hielt den Stoß aus; Wittichs Speer aber fuhr so gewaltig in Dietrichs Schild, daß der Schaft in drey Stücke zerbrach. Indem rannten ihre Rosse an einander vorüber, und endigte solcher Gestalt diesen Gang.

Wittich rief nun Dietrichen zu: Wende hurtig dein Roß herum, schlag es mit deinen Sporen, und reite mit aller Macht auf mich; du hast deinen Spieß noch behalten, ich aber hab meinen zerbrochen, darum will ich still halten gegen dich, und du sollst auf diesem zweyten Gang deinen Spieß nicht minder zerbrechen, als ich den meinen, oder mich von meinem Rosse nieder zur Erde stoßen. Hierauf zog Wittich ein Schwert.

Dietrich wandte nun sein Roß herum, und ritt mit aller Macht und Kraft gegen Wittich. Da stieß Dietrich seinen Speer auf Wittichs Brust, und dachte ihm gewiß den Todesstoß zu geben. Wittich aber hieb mit seinem Schwerte den Speerschaft entzwey, und mit demselben Streiche hieb er den Rand von seinem eigenen Schilde, doch verwundete er sich selber nicht, weil sein harter Panzer ihn davor schützte. Solcher-

gestalten schieden sie abermahls, und rannten ihre Rosse vorüber.

Hierauf sprangen beyde von ihren Rossen, ginauf einander los, und schlugen sich gewaltig mit ihren Schwertern. Dietrich that Wittichen manchen schweren Schlag mit seinem Schwerte Nagelring, da wollte Wittich Dietrichen einen Streich beybringen, von welchem er dachte, daß er wohl ein Mahl hinterlassen sollte, wenn er ihm so gelänge wie er dachte; er schwang also sein Schwert mit aller Macht auf Dietrichs Helm Hildegrim, aber der Helm war so hart, daß dieser so gewaltige Hieb nichts verfing, doch ging eins davon entzwey, nähmlich das Schwert zersprang in zwey Stücke. Da rief Wittich: „Ha! du Wieland, hab' dir Gottes Zorn, da du dieß Schwert so schlecht geschmiedet hast, wie gut du es auch sonst wohl konntest, wenn du nur wolltest; jetzo würde ich mich als ein Held gewehrt haben, wenn ich ein gutes Schwert gehabt hätte, dieses aber bringt mir beydes, Schand und Schaden, und auch dem, der es schmiedete."

Nun schwang Dietrich mit beyden Händen sein Schwert Nagelring, und wollte Wittichen das Haupt abhauen: da sprang Hildebrand zwischen sie, und sprach zu Dietrich: Gib diesem Manne Frieden, nimm ihn bey dir auf, und mache ihn zu deinen

Gesellen, und du wirst nimmer einen kühnern und tapferern Mann in aller Ritterschaft gewinnen, als er ist, er allein erstritt von 12 Kriegsmännern das Schloß Brickan, das du nimmer zuvor mit allen deinen Mannen erobern konntest, und es ist dir Ehre, wenn ein solcher Mann dir dienen will.

Da antwortete Dietrich: „Es bleibt fest, was ich dir vorhin sagte, noch heute soll er hangen, hier vor Bern." Da sprach Hildebrand: „Verfahre nicht also Herr, mit einem guten Ritter: er ist aus dem besten Königsgeschlechte, beydes von Vater und Mutter Seite, darum nimm ihn gut und ehrlich auf, wie es dir ziemt." Das Gesetz will ich gebiethen, in all meines Vaters Land, daß nicht jeder Knechtssohn mich zum Kampfe herausfordern soll, und nicht länger will ich diesen Unglimpf dulden, sondern mich heute noch davon befreyen, und diesen argen Hund hier vor Bern aufhängen lassen, und nicht soll es ihn fristen, daß er dir hierher gefolgt ist. Geh nun fort aus dem Wege; denn nicht sollen dir noch ihm deine Dienste helfen, sondern wenn du es nicht thust, so will ich erst dich, dann ihn in zwey Stücke hauen."

Als aber Hildebrand vernahm, daß Dietrich seine Bitte nicht hören, ja seiner selbst nicht schonen wollte, da sprach er: „Ich sehe nun, daß du nicht guten Rath annehmen willst; und so soll denn auch

das Kind haben, wornach es schreyt." Da zog Hildebrand das Schwert aus der Scheide, und sprach: „Gott bewahre jedermann vor Untreue! sieh nun guter Degen, daß ich unsere Brüderschaft halten will, die wir uns verheißen haben, nimm hier dein Schwert Mimung, und wehre dich ritterlich." Da ward Wittich so fröhlich wie ein Vogel beym Anbruch des Tages, er küßte sein Schwert auf seine Vergoldung und sprach sodann: „Gott vergebe mir die Schmähworte, welche ich gegen meinen Vater Wieland ausgesprochen habe! Sieh Dietrich, guter Held, hier dein Mimung, jetzo bin ich so freudig mit dir zu fechten, wie ein durstiger Mann zu trinken, oder wie ein hungriger Hund zu fressen." Nun hieb er auf Dietrichen, Schlag für Schlag, und jedes Mahl schlug er ein Stück von seinem Panzer oder Schilde und Helme, und Dietrich vermochte ihm nicht einen Streich dagegen zu erwiedern, und konnte nichts anders thun, als nur sich schützen, und selbst dieses machte ihm noch viel zu schaffen, und er hatte schon fünf Wunden. Nun sah Dietrich, wie dieser Kampf ablaufen würde, und daß, wenn ihm keine andere Hülfsleistung käme, er unterliegen müßte. Da rief er Hildebranden seinen Meister: „Komm nun herbey und scheide, diesen Zweykampf; denn ich sehe nicht, wie ich allein ihn scheiden will." Da antwortete Hildebrand: „Als

ich euch scheiden wollte, da wolltest du nicht guten Rath annehmen, wodurch du Ehre und Frommen von diesem Kampfe gehabt hättest, und man in allen Landen davon erzählt hätte: Jetzt aber scheint mir, als wenn dein Panzer zerfetzt sey, dein Helm zerhauen, dein Schild zerspalten, und du selbst mit schweren Wunden verwundet, und so wirst du diesen Kampf mit Schimpf und Schanden enden, und dahin brachte es dein Trotz und Übermuth, und Grimmigkeit dabey. Scheide dich nun selber, wenn du es vermagst, denn um keinen Preis will ich in andere Wege euch scheiden. *) Und es wird nun in seiner Gewalt stehen, ob er dir dasselbe Urtheil zuerkennen will, womit er verurtheilt war, oder ob er milder verfahren will, als sich gebührte." Aber als König Dietmar sah, daß sein Sohn unterliegen müßte, da faßte er einen rothen Schild, und trat zwischen beyde. Da sprach Wittich: „Was willst du damit sagen, König, und warum thust du das? Ich sage dir mit Wahrheit, willst du mir Gewalt anthun in deinem Lande, und mich mit Hülfe deines Gefolges erschlagen, so wird niemand darum dich einen bessern

*) Auch Freymüthigkeit gegen weß Standes er war, charakterisirt jene Zeiten.

Degen und bravern Mann heißen; *) auch möchte solches nicht ungerochen bleiben, denn ich habe einen Mutterbruder, der ein eben so mächtiger König ist, als du bist." Da sagte der König: „Guter Degen, nichts anders will ich dir anthun, als eitel Gutes: ich will dich bitten, daß du meines Sohnes schonest, denn ich sehe jetzt, daß sein Ende nahet, wenn ihr länger fechtet. Und wenn du das thust, so will ich dir eine Burg geben in meinem Lande, und dich zum Grafen darüber machen, und dir dazu eine edle Gemahlinn geben, wenn du das willst."

Da antwortete Wittich: „Fürwahr, nicht thue ich, was du bittest, er soll dasselbe Urtheil empfangen, so er mir zuerkannte, es sey denn, daß ihr mich durch die Übermacht eurer Menge daran verhindert." Da

*) Die Gewohnheit des Zweykampfes schreibt sich ursprünglich von den Gothen her. Sie hielten es für die größte Schande, einen Zweykampf auszuschlagen, ja selbst ihre Könige mußten sich diesem Gesetze unterwerfen, wenn sie sich nicht mit Schande beflecken wollten. Dietrichs Betragen gegen Wittich war leidenschaftlich und unedel. Doch mochte es einem stolzen, unternehmenden Königssohn allerdings beschwerlich fallen, jedem Abenteurer (deren jene Zeit eine große Menge hervorbrachte) zu stehen, und seinen Ruhm, der dabey wenig gewinnen konnte, gegen einen aufs Spiel zu setzen, der keinen zu verlieren hatte.

trat der König zurück, und sie begannen von neuem den allerhärtesten Kampf, und Dietrich wehrte sich brav und mannlich, aber Wittich setzte ihm aufs schärfste zu. Endlich hieb Wittich auf Dietrichs Helm Hildegrim, so daß er ihn oberhalb von der Linken zur Rechten durchschnitt, und das eine Stück vom Obertheil des Helms ihm vom Haupte flog, und die Haare hinter drein stoben.

Als Hildebrand sah, daß der Hildegrim zerschlagen war, da sprang er zwischen beyde, und sprach: „Lieber Freund Wittich, thu' es um unserer Bekanntschaft willen, und gib Dietrichen Frieden, und nimm ihn zu deinen Gesellen an, und wenn ihr beyde beysammen seyd, so mag man nirgends in der ganzen Welt eures Gleichen finden."

Da antwortete Wittich: „Obwohl er es nicht verdient von seinetwegen, so sollst du doch deine Bitte erlangen um unserer Bruderschaft willen."

Darauf legten sie ihre Waffen nieder, gaben sich die Hände, und wurden nun gute Freunde und Gesellen. Sodann ritten sie nach Bern und waren alle sehr fröhlich.

§. 19.

König Dietmar war nun daheim zu Bern, und bey ihm Dietrich, welcher sich allmählich von seinen Wunden erhohlte. Und diese vier Ritter waren da

bey dem König, der eine war Hildebrand, der zweyte war Wittich, der dritte Jarl Hornboge, und der vierte Heime.

Als nun Dietrich von seinen Wunden genesen war, da geschah es eines Tages, daß er allein aus Bern ritt, und niemand wußte von seiner Fahrt, außer Wittich, dem sagte er sein Vorhaben. Er sey nun besiegt worden, dennoch wolle er nicht seinen Ruhm verloren haben, sondern nicht eher wieder nach Bern kommen, als bis er eine Heldenthat vollbracht habe, wodurch sein Ruhm wieder vermehrt würde."

Nachdem nun Dietrich viele und große Thaten gethan, und an Sintram und Fasold neue Gesellen gewonnen hatte, ritt er wieder heim gen Bern, und war hier mit seinen Gesellen wohl empfangen, wie sich's ziemte.

Und da geschah es eines Tages, daß Heime Dietrichen diente, und schenkte. Er füllte eine goldene Schale, stand vor Dietrich und diente ihm wohl. Da zog Dietrich sein Schwert Nagelring, zeigte es seinen Stallbrüdern und sprach: „Du guter Nagelring, du hast eine starke Probe bestanden, da ich mit dir Bern verlassen hatte, beydes, an Steinen und harten Waffen, und nicht glaube ich, daß noch ein beß'res Schwert gefunden werde, als du bist: Sieh hier Heime, für deine Dienste gönne ich dieses Schwert nie-

manden lieber, als dir, nimm es nun, guter Freund, und gebrauche es wohl." Da nahm Heime den Nagelring, und dankte seinem Herrn sehr für die Gabe. Da war auch eine große Menge von andern Leuten, die dankten alle Herrn Dietrichen für die Wohlthat, die er Heimen erwiesen hatte.

Nun nahm aber Dietrich das Wort: „Fürwahr du bist übel angekommen, Nagelring, und besser wärest du eines biederen Mannes Waffe, als dessen, der dich nun hat. Und so lange ich hier zu Bern bin, so achte ich deines Umganges und deiner Gesellschaft nicht mehr als eines Weibes, seitdem ich dich das Neidhartswerk begehen sah, dort, als ich in Nöthen war, indem wir beyde gegen fünf verwegene Männer ritten, und du mich ermahntest sie anzugreifen, du aber saßest ruhig auf deinem Rosse u. wolltest nicht herankommen, und mir beystehen."

Da sprach Dietrich: „Hör' welch ein Schimpf und Neidhartwerk, seinem Gefährten nicht beystehen wollen, da er in Nöthen war! Du arger Hund, sagte er, hebe dich weg aus meinen Augen, ja es gebührte sich wohl, daß du noch diesen Tag vor Bern aufgehängt würdest." Da ward Heime ganz erbost, über die Rede, ging hinaus, nahm sein Roß Rispa und alle seine Waffen und ritt hinweg.

§. 11.

König Dietmar wurde nun siech, und starb bald

darauf, und er verließ das Leben in seinen vollen Ehren. Da übernahm sein Sohn Dietrich das Reich, und ward nun König über Bern, und er war der berühmteste Fürst, von dem weit und breit auf Erden Kunde war, und sein Nahme wird bleiben, und nimmer untergehen in allen Südländern, so lange die Welt steht.

Nun geschah es eines Tages, als Dietrich auf seinem Hochsitze saß, und bey ihm seine Helden, da kam herein gegangen ein Mann, der war groß von Wuchs und stark, nicht war er wohl angethan mit Kleidern noch mit Waffen, er hatte einen tiefen Hut auf, und nicht vermochte man genau sein Antlitz zu sehen. Dieser Mann trat vor den König, und grüßte ihn höflich und züchtig. Der König empfing ihn wohl, obschon er ein ausländischer Mann war. Nun fragte König Dietrich, wer er wäre. Er antworte: „Ich heiße Wildeber, mein Stamm ist in Amelungenland, deßhalb aber bin ich hierher gekommen, daß ich euch meine Dienste anbiethen will, mit euch zu reiten, und euer Mann zu werden, wenn ihr es annehmen wollt.“ Da erwiederte König Dietrich: „Obwohl du ein unbekannter Mann bist, so will ich doch deine Dienste annehmen, wenn du treu dienen willst, auch diese gute Degen, welche hier vor mir stehen, werden dich in ihre Genossenschaft mit aufnehmen wollen.“

Da sprach Wittich: „Keiner wird gegen ihn sprechen Herr, wenn ihr ihn aufnehmen wollt, denn es ist besser einen guten Degen in seine Genossenschaft aufzunehmen, als von sich zu weisen.“ Der König nahm also diesen Mann wohl auf, und er ward zu einem Sitze gewiesen; er ging aber noch hin, sich Handwasser zu nehmen, bevor er zu Tische ging, und als er die Ärmel von seiner Hand aufstreifte, da sah Wittich, daß er einen dicken Goldring um seinen Arm hatte, und daraus schloß er für gewiß, daß er von edlem Geschlechte seyn müsse, obschon er nur von geringem Aussehen wäre. Nun gab Dietrich ihm gute Kleider, und ein gutes Roß und Waffen, und da erschien Wildeber als der stattlichste und adeligste Mann, und er behagte zuvörderst dem Könige selber, und demnächst auch allen seinen Mannen. Und Wittich und Wildeber wurden beyde so gute Freunde, daß keiner ohne den andern seyn mochte.

§. 12.

Nun war zwischen König Osantrix von Wilkinen-Land *) und König Attila von Heunenland ein Krieg ausgebrochen. Attila wollte sich gerne mit König Osantrix versöhnen, wenn er möchte, und schickte

*) Schweden und Gothland.

Männer zu ihm, um von ihm zu wissen, ob er sich versöhnen wolle oder nicht. Osantrix aber versagte das, und als nun Attila gewiß war, daß er auf keine Weise mit ihm Frieden machen wollte, da sandte er einen Brief und Insiegel an König Dietrich zu Bern, daß er zu ihm nach Heunenland kommen möchte, wenn er ihm Hülfe leisten wollte, mit allen seinen besten Helden, dieweil er jetzo eine Heerfahrt in Wilkinnenland gegen König Osantrix thun wollte, und mahnte ihn, daß er diese Bitte in seiner Nothdurft nicht unters Kissen stecken möchte, sintemahl sie beyde einander Beystand verheißen hätten. Nun wollte auch König Dietrich sogleich kommen, dieweil er sah, daß sein Freund seiner Hülfsleistung bedurfte.

Er ritt aus Bern mit 500 Rittern, welche alle an Tapferkeit wohl bewährt waren, und mit ihm auch seine Helden allzumahl. Und als sie in Heunenland kamen, da ward König Attila ihrer Ankunft froh, und empfing sie wohl. Auch war er nun ganz gerüstet, mit ihnen in Wilkinenland zu ziehen. Da ritten sie mit all ihrem Heere in Wilkinenland, und als sie dahin kamen, da machten sie viele Gefangene, viele erschlugen sie, und etliche entflohen. Auch verbrannten sie große und schöne Burgen, viele Dörfer und große Höfe, und mach-

ten da große Kriegsbeute, beydes, an Menschen, Gold und Silber.

§. 13.

König Osantrix hatte nun auch ein großes Heer gesammelt aus seinem ganzen Reiche; und als er nun damit dem Heer entgegen kam, das nicht vor ihm floh, da ritten sie zusammen, und erhob sich nun ein großer Sturm und Blutvergießen. Da ritt Herbrand, König Dietrichs Bannerführer, heldenmüthig voran, und hieb mit beyden Händen beydes, Mann und Roß, und warf die Todten hoch über einander; und hinter ihm ritt selber König Dietrich und seine Helden, und alle schlugen mit großem Übermuthe darein, und keiner dieser Gesellen unterließ, dem andern beyzustehen und zu folgen, und wo sie herangestürmt kamen, da konnte keine Schar ihnen widerstehen; sie ritten mitten in das Heer der Wilkinenmänner, und schlugen zu beyden Seiten alles nieder. Da kam ihnen Widolf mit der Stange entgegen, und schlug mit seiner Eisenstange auf Wittich, dieweil dieser der Allervorderste war, und traf ihn auf den Helm, so daß er sogleich von seinem Rosse zur Erde fiel, und seine Schläfe so betäubt waren, daß er gar nichts von seinen Sinnen wußte. Da war aber Heime in der Nähe, und nahm, sobald er gefallen war, sein Schwert Mimung und machte

sich alsbald damit fort. Nun gingen auch die Wilkinenmänner tapfer drein, und es erhub sich ein scharfer Streit und großes Blutvergießen. König Dietrich spornte nun alle seine Mannen vorzudringen, und sagte, er wolle nicht, daß sie mit solchem Übermuthe fechten, und geboth, daß sich keiner länger schonen sollte, sondern daß sie die Wilkinenmänner sehen ließen, was seine Helden vermochten. Da wurden sie nochmahl so ungestüm als zuvor, und widerstand ihnen nun nichts mehr. Nun sah König Osantrix wohl, daß er nichts mehr zu erwarten hatte, als Unheil, und floh also von hinnen mit all seinem Volke, zuvor aber hatte er 500 Ritter auf dem Platze gelassen, Attila dagegen nur 300 Ritter, und verfolgte die Flüchtigen.

§. 14.

Derweilen kam Hertnit, Königs Osantrix Bruderssohn, mit seiner Heerschar gefahren, und sie sahen hier Wittichen hangen, und erkannten sogleich seine Wapven, und ihn selber vom Sehen und vom Sagen. Sie nahmen ihn also und banden ihn, und führten ihn mit sich. König Osantrix aber ließ Wittichen ins Gefängniß legen.

König Attila und König Dietrich ritten nun heim nach Susat, welches die Hauptstadt König Attilas

war, und blieben da über Nacht. Am Morgen darauf aber wollte König Dietrich gen Süden nach Bern, und er hatte 60 Mann verloren, außer Wittichen, dennoch wollte er ungerner diesen Einen missen, als alle die andern.

Da trat Wildeber vor den König Dietrich, und bath ihn, ihm zu erlauben, noch einige Zeit zurück zu bleiben. König Dietrich fragte ihn, was das bedeute, und Wildeber antwortete, daß er nimmer heimkommen wolle nach Bern, bevor er nicht wisse, ob Wittich, sein Gesell, lebend oder todt sey. König Dietrich erlaubte ihm das, und er blieb also bey König Attila zurück. König Dietrich aber ritt nun heim gen Bern.

Wildeber aber ging nun in einen Wald mit zwey großen Jagdhunden, er fand einen Waldbären, eines der gewaltigsten Thiere. Er erjagte diesen Bären und zog ihm den Balg ab, und darnach fuhr er heim und nahm heimlich die Bärenhaut mit und verbarg sie heimlich an einem Orte, den er nur allein wußte.

§. 15.

Es geschah eines Tages, daß Isung der Hauptspielmann zu König Attila kam, von Süden her, aus Bern von König Dietrich. Dieser hatte ihn aus, geschickt auf Kundschaft, um zu erfahren, ob Wittich

noch am Leben sey, indem die Spielleute im Frieden allenthalben von einem Fürsten zum andern fahren mögen, wohin andere Männer des Mißtrauens wegen nicht kommen dürfen. König Attila empfing ihn wohl, und er gesellte sich da zu den andern Hofleuten, und ergetzte sie den ganzen Abend. Wildeber sprach nun mit Isung dem Spielmann, und sagte ihm sein Vorhaben, daß er nicht eher wieder nach Bern kommen wolle, als bis er Wittichen entweder todt oder lebendig gefunden, „und ich meine, daß du es mit deiner Kunst und Geschicklichkeit so fügest, daß ich an König Osantrix Hofe komme, ohne daß jemand mich erkennt, wenn du so willst, wie ich will.“ Isung erwiederte, daß er ungesäumt am nächsten Morgen schon ganz bereit dazu wäre, und bath ihn, sich auch fertig zu machen.

Und sobald am nächsten Morgen der Tag herauf kam, da trat Wildeber vor König Attila, und sagte, daß er kurze Zeit auf einen Besuch bey seinen Verwandten heim in Amelungenland fahren, und darnach wieder zu ihm kommen wolle. König Attila stellte es in sein Belieben, und fragte, ob er seine Ritter mit sich haben, oder allein reiten wolle. Wildeber sagte darauf, daß Isung, der Hauptspielmann, mit ihm fahre, und er nicht mehrere Gefährten haben wolle, dieweil er durch friedliche Länder

fahre, und er seine Freunde und Verwandte antreffe, wo er hinkomme. König Osantrix gab ihnen darauf Urlaub.

§. 16.

Sie gingen nun beydesammt aus der Stadt Susat, und als sie fern von andern Leuten gekommen waren, da nahm Wildeber die Bärenhaut, ließ sie Isung sehen, und fragte, ob ihnen dieselbe etwa zu einer List dienlich seyn möchte. Isung der Spielmann sah den Balg an, wendete ihn um, und betrachtete ihn überall, wie er beschaffen war, und sagte, daß er ihnen wohl zu Statten kommen möchte, wenn das Glück gut wäre. Darauf sagte Isung, daß Wildeber in den Balg fahren solle, und das that er, indem er den Balg über den Panzer zog; da nahm Isung Nadel und Faden, und nähte die Haut so fest um seinen Rücken und Füße, und machte ihn mit Kunst und Geschicklichkeit so zu recht, daß Wildeber jedermann erschien, wie ein Bär, und wirklich sah er aus, als wenn er ein Bär wäre. Nun legte Isung ihm ein Halsband um den Hals und leitete ihn hinter sich her. Und so fuhren sie einen Tag nach dem andern, bis sie in Wilkinenland kamen.

Und als sie nicht mehr weit zu der Burg Königs Osantrix hatten, da begegneten sie einem Mann,

und Isung fragte ihn um neue Mähre, und jener ihn wieder. Isung fragte, von wannen er käme, und er antwortete, er käme von der Burg Königs Osantrix. Isung fragte, ob der König daheim wäre, und ob er viele Leute bey sich hätte. Der Mann sagte, daß er allerdings daheim wäre, und es sind nur wenige Leute bey ihm, dieweil er vor kurzem auf einer Heerfahrt war, wie du mußt gehört haben, und sind nun die meisten seiner Ritter heimgefahren zu ihren Wohnungen, die welche haben, dieweil es ihnen zu kostbar ist, lange in der Kaufstadt zu sitzen.

Isung, fragte wie der König sich gehabe über den Sieg, den er in der Heerfahrt gewonnen. Er antwortete, daß der König selber wenig daraus mache, andere Leute aber sagen, daß er da mehr verloren als gewonnen habe; außer daß er einen von den Helden Dietrichs fing, und auch den würde er nicht gefangen haben, wenn nicht Hurtnit, sein Bruderssohn, gewesen wäre.

Isung fragte nun, ob Hertnit sein Neffe auch daheim in der Burg wäre, und wie der Held heiße, welcher gefangen worden, und ob er noch lebe oder nicht. Er antwortete, daß Hertnit nicht daheim sey, sondern zu seinen Höfen und Burgen gefahren wäre; aber Wittich hieße der Mann, der gefangen worden, und er säße in einem dunklen Gefängniß, in schweren

Fesseln: „und ich glaube, daß er dort unter vielen und schweren Leiden das Ende seiner Tage erwartet."

Isung sagte, daß man Ursach hätte, ihn fest zu verwahren, und meinte, daß es dem König nicht zum Frommen gereichen würde, wenn er los käme. Und damit wünschte er ihm wohl zu fahren, und jener ihm desgleichen, und damit schieden sie.

§. 17.

Da ging Isung zu der Burg, und zunächst hinein in die Burg, und vor den König selber. Und als dieser berühmteste Spielmann darkam, so ward er wohl empfangen. Der König ließ ihm die Harfe reichen, und er schlug die Harfe, daß der König und die andern sagten, sie hätten nimmer besser schlagen hören. Und so wie er die Harfe schlug, so tanzte auch der Bär, und hüpfte darnach, und Isung hatte dem Bären einen Nahmen gegeben, und ihn Weisleue genannt; und jedermann däuchte es ein Wunder und seltsam, wie der Bär so geschickt tanzen konnte, und so artig gewöhnt war. Und Isung ergetzte diesen Abend den König gar anmuthig mit seinem Bären, dieser aber war so gewöhnt, daß er sich niemanden wollte nahe kommen lassen, außer Isung allein, und jeden andern biß und kratzte, der ihm zu nahe kam.

Der König sprach: „Dieser Bär ist gut abge-

richtet, kann er aber noch mehr Spiele als gesagt wird und wir gesehen haben?" Da antwortete Isung: „So weit ich auch in der Welt umher gefahren bin, so fand ich doch niemahl ein größeres Kleinod, als mein Bär ist, und alle Spiele und Künste kann er so gut, daß manche Menschen nicht so geschickt sind. Darauf ging Isung die Nacht schlafen.

Am Morgen des andern Tages aber, da bath König Osantrix, daß Isung ihm mit seinem Bären eine Lust gewöhren solle. Isung sagte, daß er ihm das schwerlich versagen könne, „aber zu hart würde es mich bedünken (sagte er), euch ein Spiel mit meinem Bären zu gewähren, wenn ihr ihn allzu sehr versuchen wolltet."

Der König sagte, daß er seine Jagdhunde auf ihn loslassen wolle, um zu erfahren, wie stark er sey.

Da antwortete Isung: „Übel hast es du wahrhaftig mit meinem Bären im Willen, König, denn wenn ich meinen Bären mißte, und er umkäme, so wollte ich nicht all das Gold und Silber, so du besitzest dafür nehmen, wenn es aber geschähe, daß du deine Hunde vor meinem Bären verlöreſt, so würdest du zornig werden, und meinen Bären erschlagen; und es däucht mir am wahrscheinlichsten, daß mein Bär sich etwas wehren, und sich nicht sogleich ergeben würde."

Der König sprach: „Du magst es mir nicht versagen, daß ich meine Hunde auf deinen Bären loslasse; aber das will ich dir verheißen, daß keiner meiner Leute, noch ich selber den Bären mißhandeln soll." Nun willigte Isung in das, was der König verlangte.

Aber sowohl diesen Tag, als den vorigen, hörten sie davon reden, daß Wittich da in einem dunkeln Gefängniß in starken Banden und schweren Halseisen lag.

§. 18.

Und am Morgen darauf ging der König sammt allen seinen Mannen, so viel ihrer zugegen waren, hinaus vor die Burg auf ein lustiges Feld, und mit ihm auch Widolf mit der Stangen, in starken Eisen, dieweil er nimmer loß gelassen werden durfte, außer in der Schlacht, dann aber schien er auch die größte Gefahr nicht zu achten. Rieſe Aventrod, sein Bruder, leitete ihn, und sie waren alle ohne Waffen, so wie alle andern Mannen des Königs. Und da zogen auch hinaus vor die Burg, beydes, Weiber und Männer, Junge und Alte, und jedes Kind, so darinnen war, um das Spiel und den Schimpf zu sehen, welche da geschehen sollten.

Nun vernahm auch Wittich im Gefängnisse, daß Isung, sein Freund, gekommen war, und vermuthete, daß er ihn mit irgend einer List aus der

Gefangenschaft würde erlösen wollen, auf Veranstaltung König Dietrichs oder anderer seiner Gesellen. Da brach Wittich die Eisen von sich. Die da draußen aber ließen 60 große Hunde auf den Bären los, welche ihn alle zugleich anliefen, aber der Bär packte mit seinen Vorderpfoten den größten Hund bey den Hinterpfoten, und erschlug damit 12 der größten Hunde. Da ward der König zornig, daß seine Hunde erschlagen waren, er lief den Bären an, zog sein Schwert, und hieb ihn oben in den Rücken, und und das Schwert durchschnitt das Fell, blieb aber auf dem Panzer stehen. Da ging der König fort und wollte zu seinen Mannen. Wildeber aber ergriff sein Schwert, und riß es Isung, dem Spielmann, aus der Hand, lief dem König nach und hieb ihm das Haupt ab, lief sodann den Riesen Aventrod an, und schlug ihn zu Tode, und demnächst sprang er zu Widolf mit der Stange, und gab ihm den Todesstreich. Und so beschloß nun König Osantrix sein Leben, und mit ihm seine zwey Riesen, an welchen er so großen Trost zu haben wähnte, dieweil sie allesammt lebten. Da liefen alle des Königs Mannen, welche waffenlos dabey standen, hinweg, und waren ganz erschrocken und bestürzt über den Fall des Königs, und alle wähnten, daß der böse Feind selber in den Bären gefahren sey, dieweil er sich gar zu ungeheuer ge-

berdete, und die meiſten wußten nicht, was ſie thun ſollten.

§. 19.

Wildeber lief nun hinauf in die Burg, und rief und fragte, wo ſein guter Freund Wittich wäre. Wittich aber hatte ſchon ſein Gefängniß erbrochen, und ſie liefen nun beydeſammt durch die Stadt, und erſchlugen noch 16 Männer. Da fehlte es ihnen nun nicht an Waffen und guten Roſſen, und darunter erkannte Wittich ſeinen guten Hengſt Schiming, und alle ſeine Waffen, außer ſein Schwert Mimung, das fand er nirgends, und das gefiel ihm gar übel.

Nun ſtreifte Wildeber den Bärenbalg von ſich, und ließ ſich ſehen, wer er war. Da ſahen nun die Bürger, daß es ein Mann und kein Geſpenſt war, wie ſie dachten, und ſie befanden nun, daß ſie mit großer Liſt ihres Oberhauptes beraubt worden, ſie gedachten ſich alſo zu rächen, und rannten etliche zu den Waffen. Wittich aber, und Wildeber und Iſung, der Spielmann, mit ihnen, liefen zu den Roſſen, und fanden es nicht allzu rathſam, länger da zu bleiben, und dachten es doch gut vollbracht zu haben, wie denn auch war. Sie ritten nun aus der Burg, und alle Wege durch Wälder und Wüſten, ſo ſchnell ſie mochten, bis daß ſie in Heunenland zu König Attila kamen.

Der König empfing Wittichen und seine Gesellen gar wohl, und er gebud sich, als wenn Wittich ihm aus dem Grabe zurückgebracht wäre, und er fragte, wie er von König Osantrix los gekommen. Wittich aber sagte dem Könige alle Ereigniss e ihrer Fahrt, und den Tod Königs Osantrix.

Da sprach König Attila: „Das ist gewißlich wahr, du bist ein trefflicher Fürst, König Dietrich, und ein großer Kriegsheld! doch hast du ein noch größeres Kleinod an deinen Helden bey dir, von denen jeder Gesell für den andern und für deine Ehre sein Leben wagen, und ihn auch aus solchen Nöthen erlösen will, als in welchen du guter Freund dich befandest. Und wahrlich soll dieses Werk gut vergolten, und auch von meinen Händen euch belohnt werden, dieweil ihr mir Frieden verschafft habt, wenn ich ihn anders nun selber bewahren kann. Nun siehe König Osantrix, wie schmählich du umgekommen bist! und wahrlich wäre dir rühmlicher gewesen, Sühne angenommen zu haben, und du würdest keine Unehre und Schande von unserer Schwägerschaft gehabt haben, wenn du friedliebender gewesen wärest; so aber machtest du uns beyden großes Mißbehagen und großen Schaden durch deine Unruhe, und es wäre besser, dir, und uns beyden, wenn wir uns vorlängst versöhnt hätten."

§. 20.

Da nahmen Wittich, Wildeber und Isung Urlaub von König Attila, und ritten gen Süden nach Bern heim zu König Dietrich und kamen dahin. König Dietrich war hoch erfreut über ihre Ankunft, und fragte nach Mähre; und sie sagten ihm alles was sie wußten, und was ihnen zugestoßen war. Da war König Dietrich sehr vergnügt über das alles, und dankte Wildehern sehr für die Fahrt, und dieser war weit berühmt durch diesen Sieg.

Wittich war nun daheim, aber sehr mißmuthig. König Dietrich fragte Wittichen, warum er so unfroh wäre. Wittich antwortete und sagte, daß er nimmer froh werden könne, bevor er nicht etwas von seinem Schwerte Mimung erfahre. Da sprach König Dietrich: Ich kann dir den Mann sagen, der das Schwert hat, er ist hier am Hofe und Heime unser Gesell hat es, er nahm es sogleich, als du gefallen warst." Hierauf gingen mehrere Tage so vorüber, da sandte König Ermenrich von Süden her aus Rom, seine Mannen her zu König Dietrich, seinen Neffen mit der Bothschaft, daß König Dietrich von Bern, mit all seinem besten Heere kommen sollte, ihm Hülfe zu leisten in einer Heerfahrt gegen den Jarl, welcher Rimstein hieß. Dieser Jarl war dem König Ermenrich dienstpflichtig, und wollte jetzo sich weigern,

ihm Schätzung und Schuld, zu zahlen; er saß in der Burg, welche Grimsheim heißt. Dietrich war ganz bereit dazu.

Als nun Wittich diese Mähre hörte, da ging er zu Heime, und bath ihn, ihm sein Schwert Mimung wieder zu geben. Heime sagte darauf, daß er ihm den Mimung für diese Heerfahrt leihen wolle, wenn er ihm denselben nach der Heimkehr wiedergäbe. Und Wittich sagte, daß es geschehen soll, wie er verlange.

König Dietrich ritt nun aus Bern, mit 500 der wackersten Heermannen, und außerdem mit allen seinen Helden, seinem Oheim entgegen, König Ermenrich aber zog daher mit 600 Mannen und guten Rittern. Beyde Könige ritten nun in das Gebieth des Jarls, und brennten überall, wohin sie kamen, und erschlugen manchen Mann. Sie lagen aber zwey Monden vor der Burg, und konnten sie nicht erobern.

§. 21.

Nun geschah es eines Tages, daß der Jarl Rimstein mit 6 Rittern auf Kundschaft ritt, und als er wieder heimkehren wollte, Wittichen begegnete, welchen Dietrich von seiner Seite auf die Warte geschickt hatte. Da ritten die sechs auf den einen zu, und er allein ihnen entgegen, Wittich wehrte sich wohl und rittterlich und hieb nun aus aller Macht auf den Jarl selbst, so daß

er ihm Helm und Haupt, und Bauch bis an den Gürtel spaltete, und er todt zur Erde fiel. Die Mannen des Jarls wurden bestürzt über seinen Fall, und flohen zu der Burg mit dieser schweren Zeitung.

Nun wandte Wittich sein Roß Schiming mit seinen Spornen, und ritt mit seinen Gesellen. Er ließ seinen Hengst stattlich springen, und ritt fröhlich zu den Gezelten. König Dietrich und alle seine Mannen standen draußen vor den Zelten, und sie glaubten da zu sehen, daß Wittich irgend eine Heldenthat vollbracht haben müsse. Heime sprach: „Stolzlich reitet Wittich einher, und es wäre wunderlich, wenn er nicht wähnte irgend eine Heldenthat vollbracht zu haben, durch welche er sich jetzt ein größerer Mann dünkt als zuvor." Nun empfingen sie Wittichen wohl und fragten ihn um Mähre. Er antwortete, daß sie nun nicht länger des Jarls wegen hier zu sitzen brauchten, dieweil er schon todt wäre. Sie fragten, wer das vollbracht hätte? Wittich antwortete: „Ich sah den Mann, der das that, daß er ihn von seinem Rosse todt zur Erde fällte." Heime sprach: Du darfst es nicht länger von uns verläugnen, wir wissen, daß du es gethan hast, doch magst du dich gar wenig dessen rühmen, dieweil es eine geringe Heldenthat war, ihn zu erschlagen, und wohl ein Weib es zu thun ver-

mocht hätte, wenn sie mit Waffen umzugehen wüßte, denn er war so alt, daß er ganz kraftlos war."

§. 22.

Als Wittich dieses hörte, da ward er mächtig erzürnt, lief Heimen an, ergriff sein Schwert Mimung, womit er umgürtet war, bey dem Heft, und riß ihn aus der Scheide; den Nagelring aber nahm er, und warf ihm Heimen vor die Füße, und forderte ihn zum Zweykampfe. Heime ließ sich auch dazu nicht säumig finden. Da sprang aber König Dietrich und mehrere ihrer Gesellen zwischen sie und wollten durchaus nicht, daß sie sich schlügen, und bathen Wittichen, daß er es beruhen lassen möchte. Er aber willigte schwerlich darein, und bestand auf seinem Vorsatze, daß Mimung nicht eher in seine Scheide kommen solle, als bis er mitten durch Heimens Haupt und Bauch gefahren wäre; und sagte, daß große Ursache dazu zwischen ihnen wäre, nachdem Heime sich so oft gegen ihn vergangen hätte; und darum könne es nichts helfen, ob sie nun früher ihre Zwietracht mit einander ausfechten, oder später, und das solle geschehen, sagte er, ehe sie schieden; er fügte hinzu, daß es nicht mannlich gethan wäre, als er in der Schlacht gegen König Osantrix von Wilkinenland zu ihm gekommen, da er

(Wittich) gefallen, und auf der Wahlstatt gelegen, und er, wenn er gewollt, ihn wohl möchte geborgen haben, daß er damahls nicht in die Hände seiner Feinde gekommen wäre, da entwandte er mir aber meine Waffen, als wenn er vielmehr mein Feind gewesen wäre, denn mein Waffenbruder."

Da sprach König Dietrich, daß es nicht wohl gethan wäre, und befahl Heimen, daß er nachgeben sollte, dieweil er Schuld habe. Und so kam es dahin, daß Heime einen Eid leistete, daß er jenes nur des Scherzes wegen zu seinem Waffenbruder gesprochen habe. Wittich nahm diese Sühne an, obwohl sehr ungern, und so legten sie diesmahl ihren Streit bey. Nun sprach König Dietrich, zu Wittich: „Lieber Freund, hast du wirklich den Jarl erschlagen?" „Ja Herr," sagte Wittich, „fürwahr er ritt mir mit fünf seiner Ritter entgegen, und zog den Kürzern in unserm Kampfe, die andern aber flohen von dannen." König Dietrich sprach: „Fürwahr, du bist ein rüstiger Degen, und tapferer Held, habe Dank dafür, und unsere Freundschaft."

Nachdem nun die Burg übergeben war, eignete König Ermenrich sich dieselbe zu, und setzte Walther von Wasichenstein, seinen Verwandten zum Häuptling darüber. Hierauf ritten die Könige heim, und wartete nun jeder seines Reiches, König Ermenrich

in Rom, und König Dietrich mit seinen Helden in Bern. Und so verging nun einige Zeit, daß König Dietrich daheim war und ruhig saß. Dessen hatte er aber in seinen Tagen sich selten zu rühmen, und es dünkte ihm auch je das Beste, und er hielt es für seine Ruhe, wenn er an großen Unternehmungen Theil haben sollte, an Schlachten und Zweykämpfen, welche durch alle Zeiten berühmt bleiben möchten.

(Die Fortsetzung folgt.

Der
Krieger und sein Sohn.

Knabe.

Du Vater, welch' ein schöner Speer!

Vater.

Er ist von Kaiser Maxen her.
Ein lieb Geschenk aus Heldenhand,
Der Anerkennung Unterpfand
Für meine treuen Reiterthaten:
Wohl veile modern, die ihm nahten.

Knabe.

Auch ich will einmahl solchen Spieß gewinnen;
Wie wurde dir der gold'ne Degen?

Vater.

Von einem Wäl'schen vor Pavia's Zinnen,
Der mir im Kampfe unterlegen.
Die Schramme hier am linken Auge
Verkündet, Knabe, was er tauge.

Knabe.

Und dieser Schild mit scharfer Spitze?

Vater.

Den nahm ich mit vom Felsensitze
Am Donaustrom, ihn trug mein Ahn,
Es klebt manch theures Blut daran.

Knabe.

Schau Vater, fast kann ich ihn heben.

Vater.

Nur einen Schwung und nicht so beben.

Knabe.

Und diese himmelblaue Binde?

Vater.

Gab deine Mutter Adelinde,
Die lang der kühle Rasen deckt. —
Du hast den alten Schmerz geweckt.

Knabe.

Verzeihe, soll nicht mehr geschehen.
Der Helm von dem die Federn wehen,
Wo ward er dir?

Vater.

Am rebenvollen Main
Tauscht' ich von einem deutschen Mann ihn ein.
Helm gegen Helm, Kuß gegen Kuß;
Es war im seligsten Genuß

Der Freundschaft; liebten uns wie Brüder,
Doch sah ich ihn seither nicht wieder.
Drum hab' auf diese Waffen Acht,
Sie sind nur Stücke meines Lebens,
Die Beute meines treuen Strebens,
In Liebe, und im Sturm der Schlacht!

J. M.

Kluge und scharfsinnige Sprüche der Deutschen aus Zinkgräfs deutschen Apophtegmen.

Albrecht, Markgraf von Brandenburg und Erzbischof von Mainz, pflegte zu sagen: Das menschliche Herz ist wie ein Mühlstein auf einer Mühle; wenn man Korn darauf schütte, so laufe es herum, zerreibe, zermalme es, und mache es zu Mehl. Ist aber kein Korn vorhanden; so laufe gleichwohl der Stein herum, aber er zerreibe sich selbst, daß er dünner, kleiner und schmaler werde. Also, wolle das menschliche Herz auch immer zu schaffen haben.

* * *

Herzog Adolph von Cleve sagte oftmahls: Jungen Edelleuten geziemt es nicht: nach der Tugend zu gehen, sondern spornstreichs darnach zu laufen, und zu rennen — aber man laufe nach der Tugend, wie die Schnecken pflegen.

* * *

Ein Landgraf in Thüringen lebte gar gottlos,

und ob ihn schon die Geistlichen zur Besserung vermahnten, achtete er es wenig, sondern sagte: Bin ich zum ewigen Leben erwählt, so können mir meine Sünden dasselbe nicht nehmen, bin ich aber verworfen, so kann mir meine Buß nicht helfen; also wenn die Stunde meines Todes herbeykommt, so muß ich fort, ich lebe mäßig oder unmäßig.

Als er nun krank worden, berief er den Arzt; der kam zwar, aber sagte: Eure fürstliche Gnaden begehren meine Hülfe; ist die Stunde Eures Todes herbeykommen, so müßt Ihr sterben, ist sie aber noch nicht kommen, so bedürft Ihr meiner nicht. Der Landgraf antwortete: Helft mir, ehe mich der Tod übereilt. Der Doctor sagte: Wann Ihr dafür haltet, daß durch den Brauch der Arzney Euer Leben kann erhalten werden, warum glaubt Ihr nicht, das Eurer Seele durch die Buß und Bekehrung könne geholfen werden? Mit welchen Reden der Arzt ihm geistlich, und hernach mit der Arzeney leiblich geholfen.

* * *

Abraham Buchholzer führt folgende Sprüche des Scultetus an:

Ich achte nicht meine Geburt nach der Asteologey oder Sternkunst. Ein jeder ist ein Ursacher seiner Nativität, seines Glückes, und dessen, was ihm

begegnet. Wir verursachen unsere Nativitäten, und was uns begegnet mit unseren bösen Lüsten und Begierden. Das ist das Gestirn, worauf eine Nothwendigkeit folgt.

Es ist jetzt eine eiserne und güldene Zeit. Eine güldene, wegen der güldenen und herrlichen Schriften, eine eiserne Zeit wegen der Wahrheit und Tugend eisernem und hartem Schicksale, welches männlich zu ertragen nicht die geringste Weisheit ist.

* * *

Fürst Christian von Anhalt kam einmahl zum Churfürsten von Sachsen, als eben Friedrich Taubmann, Professor zu Wittenberg, beym Churfürsten war. Dieser fragte den Churfürsten, ob das der Fürst wäre, der ganz Deutschland wolle anzünden? Dem antwortete Fürst Christian sehr schön. Ich wünschte, daß ich ein Anzünder wäre, ich wollte der Deutschen Fürsten und Herren Gemüther in Ewigkeit anzünden, daß solches einheimisches Mißtrauen und ausländische Gewalt nicht mehr unter ihnen regieren sollte.

* * *

Als auf einer fürstlichen Zusammenkunft allerley Streit und Spaltung wegen der Oberstelle, und des Vorsitzes, unter den anwesenden Herren entstand, sagte Herzog Eberhard von Würtemberg

der ältere: Er wolle gern gar unten an, und hinter dem Ofen sitzen, wenn sie nur dasjenige glücklich verrichteten, deßhalben sie dahin zusammen gekommen wären; oder wie es andere erzählen: Er wolle gern der letzte seyn, wenn nur die Vordersten etwas Gemeinnützliches beschlössen.

* * *

Eine Gräfinn von Bruch, geborne Gräfinn von Nassau, vermahnte einen ihrer Hof-Junkherren, der nimmer zur Kirche ging, also, daß man nicht wußte, was Religion er war, daß er sich zu einer oder der andern Religion bekennte. — Der antwortete: Er wolle sich eine Zeit lang in diesem Stücke noch neutral halten, bis man sehe, wo die Sachen mit dem Krieg hinaus wollten. Sie antwortete: Es wäre wohl, hätte man nur auch einen neutralen Gott und einen neutralen Himmel.

Er starb auch hernach unlängst in seiner Neutralität.

* * *

Joachimi von Bergen Mutter hat ihren Sohn oftmahlen ermahnt, daß er fleißig bethen, und fleißig lesen thät: wenn er bethe, so rede er mit Gott, und wenn er lese, so rede Gott mit ihm.

* * *

Auf einem Consilio zu Worms gingen an ei-

nem schönen Tag einige geistliche Herren während der Predigt ins Feld, sich zu ergehen; da sahen sie einen Hirten auf seinem Stecken liegend, heftig weinen, gingen derowegen zu ihm, fragten ihn, was er weine? Er antwortete: Soll ich nicht weinen, wenn ich dieß ungestalte Thier (wies damit auf eine Kröte, so vor ihm auf der Erde lag) ensehe, daß mich Gott so viel begnadigt, und zu einer verständigen Creatur und zu seinem Ebenbilde geschaffen, und mir noch dazu den Himmel verheissen, nicht aber zu einem solchen abscheulichen Thier mich gemacht, das Erde isset, und der Hoffnung des ewigen Lebens beraubt ist; ich ihm aber noch nicht, oder gar wenig für solche große Gnade Dank gesagt? Die Herren besammt gingen von ihm, und sagten: Fürwahr wir haben hier Predigt genug gehört.

* * *

Herzog Richard von Simmern, wenn er einen stolzen Menschen sah, sagte: Er ist nicht stolz, sondern was närrisch.

* * *

Kaiser Maximilian I. sagte zum Pfalzgrafen Friedrich dem Andern, Churfürsten, der wegen seines Lebens in etwas Leibesblödigkeit gerathen war: Das Stillsitzen und der Müßiggang pflege adelige, ta-

pfere Leiber nicht anders als wie der Rast das Eisen zu verderben.

* * *

Dieser Kaiser war in seiner Jugend mit einigen Edelknaben dem Magister Petrus Engelbrecht, einem verwirrten Sophisten aufzuziehen und lateinisch zu lehren befohlen worden. Derselbige aber war ein greinender Pedant, wollte alles mit Schnarchen und Streichen ausrichten, also daß dieser Jüngling angefangen die Kunst mehr zu hassen, als zu lieben. Darum soll der Kaiser hernach oft geklagt und gesagt haben: Man ist den Lehrern zwar alles Gute schuldig, aber wenn mein Präceptor jetzo noch lebte, so wollte ich ihn lehren, wie er Kinder auferziehen und unterweisen sollte.

* * *

Als ihn die Räthe in seiner letzten Krankheit ermahnten, er sollte thun, was einem christlichen Kaiser gebührte, hat er geantwortet: das hab' ich vorlängst gethan, anderst wäre es bis jetzo zu lang gewartet.

* * *

Kaiser Maximilian II. sah einmahl im Reisen einen Bauersmann Datteln säen und Dattelbäume impfen, welches Baumes Art ist, daß er erst

in 100 Jahren Frucht bringt. Darob verwundert er sich dieses Mannes Arbeit, und fragte ihn: Männlein, wem zu Nutzen pfropfest du? Das Bäuerlein antwortete: Gnädigster Herr, Gott und den Nachkommen.

Darauf ließ der Kaiser ihm hundert Gulden schenken.

A. S.

Kunigunde.

Wenn der Österreicher die Reihe großer und wohlwollender Herrscher, welche die Monarchie beglückten, betrachtet, darf er Fürstinnen nicht unbeachtet lassen, welche durch Geist, Tugend und Anmuth der Stolz und die Zierde ihrer Zeit waren. Ihrer zu gedenken, scheint nicht ohne Verdienst zu seyn.

Kunigunde, Tochter Friedrichs IV. *) und Leonorens von Portugall, wurde zu Neustadt am 16. März 1465 geboren **). Leonore, an die Früchte und Gewürze des Südens gewohnt, soll ihren Kindern den Genuß derselben zu sehr gestattet haben ***). Unsere Prinzessinn wurde bey solcher Nahrung sichtlich schwächer. Der Kaiser, welcher seine Kinder ungemein

*) Friedrichs und Leonorens Kinder; nach Fugger.

Christophor	geb. 1455	† 1456.
Maximil.	= 1459	† 1519.
Helena	= 1460	† 1461.
Kunigunde		
Johann	= 1466	† 1467.

**) Fugger's Spiegel der Ehren. Vergl. J. A. Aettenkhover's kurzgefaßte Geschichte der Herzoge von Baiern.

***) Kaiser Friedrichs Tochter Kunigunde von Heyrenbach. Wien 1778.

liebte, forschte nach der Ursache dieser traurigen Erscheinung, und als er sie von den Umgebungen vernommen, ließ er Kunigunden, trotz Leonorens Einwendungen, nicht länger in Frauen-Zimmer, sondern behielt sie unter seinen Augen. Die ungekünstelte deutsche Kost gab Kunigunden in kurzer Zeit Gesundheit und blühendes Aussehen wieder *). Die unglückliche **) Lage unseres Vaterlandes übte bald ihren Einfluß auf die Schicksale der Prinzessinn aus. Mißvergnügte erhoben ihre Stimmen in Neustadt. Der Kaiser fuhr mit seiner schönen Tochter 1480 dahin durch alle Gassen der Stadt, sprach den Landherrn und Bürgern freundlich zu, und befestigte sie in der Treue und im Gehorsame ***). Als Friedrich desselben Jahres vernahm, daß Herzog Georg von Baiern das Lehen und die Regalien über Niederbaiern nach Ludwigs Tode zu empfangen wünsche, verfügten er und Kunigunde sich nach Wien. In des Herzogs glänzendem und zahlreichem †) Gefolge bemerkte man unter anderen Großen, Niklas von Abensberg, aus dessen Besitzun-

*) Heyrenbach.

**) Kurz's Österreich unter Kaiser Friedrich dem Vierten ꝛc. ein durch Gelehrsamkeit und Kritik, noch mehr aber durch seltene edle Freymüthigkeit achtbares Werk.

***) Fugger und Heyrenbach.

†) Man zählte 250 Pferde.

gen, nachdem er der rächenden Nemesis späterhin ein Opfer gefallen, Kunigundens Heirathsgut gebildet wurde. Georg wurde vom Kaiser eingehohlt und zu seiner Herberge, dem Zillerhof begleitet. Folgenden Tags kam auch Herzog Christoph von Baiern, Georgs Vetter, mit 40 Rossen. Gleichfalls erschienen des Erzbischofs von Main, und des Churpfalzgrafen Philipps Gesandte, im Nahmen ihrer Gebiether die Belehnung ansuchend. Den Baierfürsten zu Ehren wurde ein Roßlaufen (Rennen) angestellt, in welchem Christoph von Lichtenstein zu Murau den Scharlach, Herzog Christoph eine Armbrust, und einer von Bruschenk das Schwert gewann. Zur Ertheilung der Lehen ist der Ostermontag beliebt worden. Inzwischen besuchte Georg die Prinzessinn in der Burg zu Wien und eröffnete mit ihr in dem veranstalteten Tanze den Reihen. Siebenzehn Paare der gegenwärtigen Grafen und Herren verglichen sich zu einem Rennspiele auf den Tag der Lehenempfängniß. Diesem zu Folge stellten sich am festgesetzten Tage nach dem Morgenimbiß alle Renner wohlgeputzt ein, und war Herzog Georg mit seiner Partey in Weiß, Roth und Braun, Herzog Christoph aber und die Seinigen in Weiß, Roth und Schwarz gekleidet. Beyde Fürsten thaten das erste Rennen und zwar so ritterlich, daß sie beyde ohne allem Vortheil sitzen blieben. Ihnen folgten dar-

auf die anderen Herzen und geschah dieß Ritterspiel in Gegenwart des Kaisers, der Prinzessinn und sonst vieler geist- und weltlichen Standespersonen. Nachdem diese Lust um 5 Uhr geendet, ließ sich Friedrich mit dem Kaiserornat und Lehengewand ankleiden und ging nach dem Lehenstuhl durch den Erzbischof von Gran und Grafen Georg von Schaumburg geführt. Vor ihm her traten Graf Haug von Werdenberg mit dem Zepter, der Landgraf von Leuchtenberg mit dem Schwerte, und neben diesen ein junger Fürst von Sponheim mit dem Apfel. Herzog Christoph warb für seinen Vetter um Belehnung, welche in Gegenwart der Prinzessinn und ihrer Hofdamen ertheilt worden. Hierauf wurden Niklas von Poppelau (der im Gefechte von jedermann bewundert, einen so starken Speer geführt, daß zwey Männer daran zu tragen hatten) und Conrad von Zürkendorf vom Kaiser zu Rittern geschlagen, welcher sich von Herzog Christoph von Baiern und gedachtem Bischofe nach seinem Hoflager geleiten ließ *).

Indem Friedrich erwog, wie wenig bey der mit Mathias Corvinus obwaltenden Spannung Wien geeignet wäre, seiner geliebten Tochter einen ruhigen Aufenthalt anzubiethen **), sandte er sie bald nach der

*) Fugger vergl. Heyrenbach.

**) Ich folge hierin Heyrenbach und nehme die im In-

Abreise seiner hohen Gäste 1480 auf das feste Schloß zu Grätz. Nachdem die Unruhen auf eine Weile besänftigt worden, berief er sie wieder nach Wien. In Grätz selbst aber, wo sie der kaiserliche Vater so sicher wähnte, schwebte sie in einer drohenden Gefahr *). Zwey Verräther durch die Ungarn, welche 4 Meilen entfernt zu Leibnitz lagen, gewonnen, versprachen ihnen bey nächtlicher Weile das Bergschloß durch Entdeckung einer Stelle, wo es am leichtesten zu ersteigen wäre, in die Hände zu spielen. Der Feind hielt bereits 2000 Mann nahe an der Stadt im Hinterhalte, und hoffte, die Prinzessinn aufzuheben und die Veste zu erobern oder wenigstens anzuzünden. Unvorsichtigkeit, die gewöhnliche Gefährtinn der Verbrechen, machte den Hauptmann der Besatzung Ulrich von Graben mit dem ruchlosen Anschlage bekannt. Er ließ sogleich beyde Verräther einfangen, in Eisen schmieden und durch 200 Mann nach Wien zu Friedrich führen. Sie wurden gevierttheilt.

Als im Jahre 1484 Friedrichs Lage immer mißlicher wurde, entschloß er sich, von Wien nach Grätz zu ziehen. Seine Tochter aber sandte er nebst vier und zwanzig Jungfrauen unter der Aufsicht Kaspars von

---

nern wie von Außen heranziehenden Unruhen für Fugger's Pest.

*) Fugger vergl. Heyrenbach.

Aschbach, ihres Hofmeisters und ihrer Hofmeisterinn Frau Hedwig Despotin, mit 28 Wägen, an deren jedem sechs starke Hengste zogen, und welche mit den kaiserlichen Schätzen und Kleinodien beladen waren, vor sich gegen Tyrol. Dazu stießen von Bruck und Leoben noch vierzehn Wagen mit Urkunden. Dieser Zug, von Heinrich Bruschenk und Siegmund Niederthorer mit 600 Pferden geleitet, kam über Passau nach Neuburg am Inn, wo des Kaisers fernere Verfügung erwartet wurde. 1485 ging Friedrich über den Tauern nach Salzburg und von da nach Innsbruck, wohin er Kunigunden beschieden hatte. Zu Innsbruck empfahl er die Tochter der Obhut des Erzherzogs Siegmund, ließ sie mit obgedachten Herren daselbst und zog nach Baiern. Der Abschied Kunigundens von dem greisen Vater, welcher durch den Drang der Umstände genöthiget, seiner Monarchie den Rücken kehrte, war höchst betrübt*).

Der hohe Rang, so wie die Schönheit unserer Fürstinn, erregten in vielen Herrschern der damahligen Zeit den natürlichen Wunsch, sie als Gemahlinn heimzuführen. Mathias Corvinus warb um sie; Friedrich aber verweigerte sie dem Feinde oder Emporkömmlinge. Nach einem Vertrage Friedrichs mit Ma-

*) Fugger.

thias *) sollten die Visconti aus Mailand vertrieben, Friedrich von Neapel damit belehnt, und mit Kunigunden vermählt werden **). Max dachte ebenfalls auf eine der theuren Schwester würdige Versorgung. In einem aus Antwerpen 1485 an Siegmund Bruschenk, kaiserlichen Hofmarschall, gerichteten Schreiben, schlägt er den Herzog von Savoyen zum Gemahl Kunigundens vor***). Spießhammer †) behauptet, es sey Friedrichs Lieblingsidee gewesen, Kunigunden dem Bezwinger Konstantinopels Muhamet II. ††) zur Ehe zu geben, um ihn dadurch sammt seinem Volke zum christlichen Glauben zu bewegen, was zum wenigsten der Religiosität des Kaisers nicht widerspricht; man habe Briefe und Portraite gewechselt, als ein unerwartetes Ereigniß eine so wohlthätige Annäherung vernichtete †††).

Albrecht IV., Herzog von Baiern-München, mit dem Beynahmen der Weise, stand mit dem Erzherzoge Siegmund in freundschaftlicher Verbindung.

*) Korneuburg 1477.
**) Kurz.
***) Heyrenbach.
†) Cuspinian. Austria.
††) Fugger bezieht dieses auf Bajazet, indem Muhamet 1481 starb.
†††) Nisi princeps Bavarus tam sanctum opus intercepisset. l. cit.

ansehen, und von nun an die Einwilligung zur projecturten Heirath versagen würde. Die Liebe aber ist erfinderisch an Mitteln. Kunigundens kindlicher Gehorsam sollte durch eine falsche Einwilligungsurkunde des erlauchten Vaters getäuscht werden. Dazu bedurfte Albrecht Siegmunds Hülfe. Dieser silberreichste, wiewohl immer Geld bedürftige Fürst wurde durch eine große Summe, dargeliehen zum bevorstehenden Venediger Kriege *), seine Räthe durch reiche Geschenke gewonnen. Mit ihrer Hülfe wurde Friedrichs Hand und Siegel nachgemacht **). Zum Überflusse verschrieb Siegmund seiner schönen Muhme Tyrol zum Heirathsgut ***). Als nun alle Hindernisse beseitigt waren, reiste Albrecht nach Innsbruck und ließ sich in Erzherzogs Siegmund und seiner Gemahlinn Ge-

*) Der Sammler c. Innsbruck 1807. Venetianischer Krieg von Gottfried Primisser. Der jugendliche gelehrte Verfasser wurde durch zu frühen Tod der vaterländischen Geschichte entrissen.

**) Fugger, Heyrenbach Cuspinian Austria: litteris a se fictis nomine imperatoris, sigilloque adulterino ejusdem. etc.

***) Cuspin. Caesar. comitatumque Tyrolis cum adjacentibus Superioris Austriae regionibus promiserat. Westenrieders Geschichte von Baiern: durch die Heirath mit Kunigunden erwarb Albrecht die Anwartschaft auf Tyrol. Fugger.

genwart, durch Bischof Wilhelm von Eichstädt, am Neujahrstage 1487 Kunigunden öffentlich antrauen und hielt Beylager. Am Sonntag nach Epiphanie ging er mit ihr von Innsbruck. Die nunmehrige Herzoginn von Baiern wurde begleitet von Georg zu Landshut, Bischof Sixtus zu Freysingen und Bischof Friedrich zu Passau, gebornen Grafen von Öttingen, mit aller Pracht in München eingeführt *).

Während Albrecht seines Looses froh, Kunigunden prunkvolle Ritterspiele zu Regensburg anordnete**), erfuhr Friedrich diese unerwarteten ***) Vorfälle. Als Vater, Kaiser und Erzherzog von Österreich, auf das empfindlichste gekränkt, drohte er, sonst dem Kriege abhold, den erlittenen Schimpf mit den Waffen zu rächen. Die junge Fürstinn wandte sich in ihrem Schmerze an Maximilian, den geliebten Bruder, welchen die niederländischen Kämpfe beschäftigten. Auf seiner Rückreise 1489 besuchte sie der römische König zu München, als sie eben der Geburt eines zweyten Kindes †) entgegen sah. Es ward beyder Seits viel besprochen, wie man den erzürnten Kaiser versöhnen

*) Jugger.
**) Zschokke bairische Geschichten.
***) Cuspinian. Caesar: inscio et invito patre.
†) Sibylle nach Ättenkhover.

wollte.*) Max trug sich zum Vermittler an, und hielt redlich Wort. Dieses unvergeßlichen Helden und zweyten Schöpfers der Monarchie Aufgabe, welche wir ihn durch einen Zeitraum von 3—4 Jahren unermüdbar durch gescheiterte Versuche lösen sehen, war nicht gering. Erwägen wir des Kaisers Zorn und anderer Seits Albrechts Starrsinn, das, was er einmahl hatte, zu behaupten, dazu Maximilians Stellung, als Friederichs, des Kaisers Sohn, als Bruder einer unschuldigen, unglücklichen Fürstinn, und als Schwager eines Mannes, zu welchen ihn Hochachtung wie Dankbarkeit **) hinzog, und welcher doch in der, in Frage stehenden Angelegenheit offenbar Unrecht hatte, so müssen wir gestehen, daß der römische König ungemeine Vorzüge des Geistes und des Herzens entwickelte.

Maximilian hatte durch häufige Vorstellungen Friedrichs Unmuth einiger Maßen besänftiget, 1489 reiste demnach Albrecht zum Kaiser nach Linz. Derselbe hatte diese heitere mit einem schönen Schlosse versehene Stadt ihrer gesunden Lage und des Anblickes

*) Fugger.

**) Albrecht schickte zur Rettung seines in Brügge gefangenen Schwagers ein Kriegsheer nach den Niederlanden 1488. Zschokke.

wegen, den die stolze Donau gewährt, zum Ruhesitz im hohen Alter gewählt *). Der Kaiser berührte den Handel mit seiner Tochter nicht, drang aber, was der Herzog immer vorbringen mochte, darauf, daß Regensburg an das Reich gebracht, und das zu bauen angefangene Schloß geschleift werden sollte. Als Albrecht, vielleicht um den Schein der Furcht zu vermeiden, so geschwind nicht einwilligen wollte, trennte man sich mit gegenseitigem Unwillen **). „Der Stolz des Fürsten in Baiern muß gedemüthiget werden!" ***) rief der Kaiser seinem Sohne zu, als er wiederkehrend von München, wo er seinen Schwager brüderlich abgemahnt hatte, die alten Versuche erneuern wollte. So brachte Max traurig Krieg. †) Kunigunde fand in ihrem großen Leiden nur Trost im Gebethe und in ihren Kindern, deren Wangen sie oft mit Thränen benetzte ††). Albrecht hatte sich am Lech gelagert. Noch einmahl trat Max zu ihm. Lange blieb der Herzog unbeweglich, nicht der Feinde

*) Heyrenbach. Nescio, qua natale solum dulcedine cunctos ducit.

**) Fugger.

***) Fugger.

†) 1491 wurde Regensburg in die Acht gethan, 1492 brach der Krieg aus, nachdem Albrecht geächtet war. Zschokke.

††) Heyrenbach.

Übermacht (die Kraft des schwäbischen Bundes stand ihm gegenüber), mehr Kunigundens Sehnsucht nach Versöhnung und der Anblick des erschöpften Baiern bestimmten ihn zum Frieden, der durch den Augsburger Spruch im May 1492 zu Stande kam *). Regensburg wurde demnach em Reiche zurückgegeben. Abensberg blieb bis zur Tilgung der stipu irten Summe in Albrechts Händen; Kunigunde verzichtete auf ihre Ansprüche an Österreich **), so wie ihr Gemahl auf die ihm durch Siegmunds Verschreibungen erwachsenen; beyde gelobten solches dem vom römischen Könige hiezu beauftragten Bischof Sixtus von Freisingen, 26. May 1492 ***). Maximilian sandte zwey Schreiben nach Linz, eines an den Kaiser, eines an den Hofmarschall Bruschens †), welcher den Kaiser vorbereiten sollte. Der Baierfürst langte desselben Jahres mit seiner Gemahlinn und drey Prinzessinnen in Linz an. Die Natur behauptete ihre heiligen Rechte. Beynahe acht Jahre hatte Friedrich seine Tochter nicht gesehen; seine Enkelinnen (Sidonie zählte vier, Sibylle drey Jahre, Sabine war im April d. J. geboren) ††)

*) Zschokke.
**) Ättenkhover. Heiraths-Handlungen. VII.
***) Heyrenbach Codex. VIII.
†) Heyrenbach.
††) Ättenkhover.

ihm der bestandenen Verhältnisse wegen ganz unbekannt, ergetzten ihn ungemein *). Aller Groll war getilgt und Albrecht als Eidam anerkannt.

Was den Erzherzog Siegmund anbelangt, mußte er bereits 1487 öffentlich die Schenkung Tyrols, dessen Wichtigkeit Friedrich und Max wohl einsahen, nach Verfügung des Kaisers widerrufen **); 1490 trat er in der am 16. März gehaltenen Versammlung der Stände das Land an Maximilian ab, welchen er sehr liebte. Dazu vermochte ihn Friedrichs Ansuchen, mehr vielleicht der tyrolischen Stände über ihn Verschwendung wegen verhängte Bevormundschaftung. Sieben Schlösser, denen er seinen Nahmen gab, und auf welchen er, abwechselnd, die noch übrigen sechs Jahre seines Lebens mit Jagen und Fischen zubrachte, behielt er sich vor ***).

Der Himmel, wie wenn er die Versöhnung der Tochter mit dem Vater belohnen wollte, erfreute Kunigunden mit einem männlichen Sprossen, Wilhelm †), der Albrechts Nachfolger in Baiern war.

---

*) Fugger.
**) Fugger.
***) Wikosch's Oesterr. Geschichte.
†) Ättenkhover und Zschokke setzen seine Geburt auf dem 23. November 1493, Rudhart auf den 13.

Darob war ein Jubel im ganzen Lande, nur gemäßigt durch den Tod Friedrichs IV. *) Als der Prinz getauft wurde, läutete man alle Glocken, und zündete auf dem Markte ein großes Freudenfeuer an; aber keine Musik ertönte des verblichenen Großvaters wegen. **)

Herzog Christoph von Baiern, im langen Streite mit seinem Bruder Albrecht, versöhnte sich endlich mit ihm. 1493 zog er in das gelobte Land ***), erkrankte und starb rückkehrend auf Rhodus. In seinen letzten Stunden gedachte er seiner würdigen Schwägerinn, zog sein köstliches Armband ab und sandte es ihr zur Erinnerung †).

Maximilian blieb seinem Schwager mit alter Freundschaft zugethan; in dem bairischen Kriege, veranlaßt durch Georg des Reichen letztwillige Verfügung, verhalf er Albrecht zu seinem guten Recht. Die unsern Maximilian der Ländergier beschuldigen, damahls erworbener Bezirke wegen, bedenken nicht, daß ein Fürst gewöhnlich auf Unkosten des Staates dem er vorsteht, großmüthig ist, sie erwägen nicht die

---

*) Gest. den 19. August 1493.
**) Heyrenbach.
***) Westenrieder.
†) Zschokke.

damahlige Art Krieg zu führen, sie vergessen, daß alle, die mithalfen, ähnliche Entschädigungen erhielten, und das alles mit Einwilligung der Fürsten von von Baiern geschehen sey. *)

Den 10. März 1508 ging Albrecht IV., der weise Beherrscher Baierns, zu seinen Vätern. **) Vorher machte er eine Anordnung, welche ihn, hätte er sonst nichts Großes gethan, seinem Volke unvergeßlich erhält. Er begründete 1506 die Untheilbarkeit des Landes. Einer sollte nach dem Rechte der Erstgeburt herrschen, für die Nachgebornen wurde die gräfliche Würde ***), und nach zurückgelegten achtzehnten Jahre die jährliche Summe von 4000 fl. festgesetzt †). Diese heilsame Anordnung geschah gegen, oder doch wenigstens ohne Zustimmung Kunigundens. ††)

Kaiser Maximilian ließ für die Seele des trefflichen Fürsten in seinen Reichen bethen, den Kin-

---

*) Wer in gewissen Krisen nichts verlieren will, verliert gewöhnlich Alles.

**) Ättenkhover.

***) Rudhart und Ättenkhover.

†) Rudhart.

††) Heyrenbach.

oberhaupte eine Kraft verlieh, in welche sich erst aus Zufall, späterhin planmäßig ein übermüthiger*) Adel zum Nachtheil des Ganzen getheilt hatte. Da die bairische wie die österreichische Geschichte jener Zeiten von Theilungen wimmelt, konnte es auch an Gründen und Belegen zur Bestreitung einer so wichtigen Verfügung nicht fehlen. Wenn Fürsten und ihre Räthe bewiesen, wie wenig klar und fest sie die Idee der Einheit aufgefaßt hatten, kann uns dieselbe Erscheinung nicht an einer Frau befremden, welche eines Kaisers Tochter und Schwester**), an den Glanz gewohnt, geliebte Kinder bevortheilt glaubte. Ludwig und Ernst waren für den geistlichen Stand bestimmt, Ludwig ein lebhafter, leutseliger***) und hoffnungsvoller †) Jüngling, fand mehr Behagen an der Welt, und war mit dem ausgeworfenen Unterhalte und der Grafenwürde unzufrieden. ††) Er drang, von der Mutter begünstigt, auf Nutztheilung des Gebiethes unter den Brüdern

*) Kurz's Geschichte unter Friedrich IV. — Streit Albrechts IV. mit Herzog Christoph.

**) Fugger.

***) Die Landstände stimmten zum Theil deßhalb seinen Wünschen auf Theilung bey. Fugger.

†) Rudhart.

††) Zschokke. Vergl. Ättenkhover. Nach Fugger erhoben sich die Streitigkeiten 1513.

Wilhelm berief sich auf die bestehenden Verträge. Maximilian, der Albrechts Erbfolgeordnung gebilliget hatte, schwieg keineswegs, jedoch befahl er aus Gefälligkeit für die Schwester Ludwigen 6000 fl. Jahrgeld zu verabfolgen, bis ihm nach Herzog Wolfgangs Ableben dessen Landtheil anheimfiele. Ludwig begnügte sich damit nicht und die Mutter ermahnte Wilhelm zur Nachgiebigkeit. Wilhelms Schwäche, (Ehrfurcht für die Wünsche Kunigundens entschuldigt den Menschen, nicht aber Albrechts Nachfolger) und der Stände Theilnahme an der Verletzung des Albertinischen Gesetzes verdrossen den großen Kaiser. Auf dem Landtage zu München erschienen seine Gesandten, unter ihnen Gabriel Bischof von Eichstädt und Lienhard von Fels *). Die Landschaft hörte des Kaisers Mißbilligung, doch Kunigunde sprach: „Herr von Eichstädt! Ich bin geborne Fürstinn von Österreich, dem Herzoge von Baiern vermählt gewesen, und habe junge Fürsten, nicht Grafen oder Bankerts **) zur Welt geboren. So lebe ich der Zuversicht, die kaiserliche Majestät, unser Herr

*) Rudhart — Fels sagte ihr nach, sie mische sich in der Gebühr in Regierungssachen.

**) Rudhart, Bastarde.

und Bruder, kann eine solche Schmach nicht gönnen. Gemeine Landschaft hat billig, ehrbarlich und aufrichtig meinen Söhnen, Landen und Leuten zu Nutz und Nothdurft gehandelt. Ich werde aber meinem Bruder selber schreiben." Ihre Antwort ermuthigte die Stände *). Von der Furcht erfüllt, der Kaiser möchte etwas für Bayern und ihre Söhne Nachtheiliges beschließen, schrieb sie an denselben 16. May 1514. Ihre Söhne wären brüderlich einig, sie bitte ihn demüthig, diese Eintracht nicht zu stören, den Vertrag der Brüder und Landschaft aufrecht zu halten, und Ludwig bey der Mitregierung zu belassen. Letztes versprach Maximilian. Wilhelm aber sandte Bothen mit entgegengesetzten Bitten und eilte selbst zum Kaiser. Demnach wurde ein Landtag zu Innsbruck bestimmt **). Die Herzoginn und die beyden Fürsten kamen dahin ***). Der Spruch des Kaisers erging: Ludwig soll den vierten Theil, die übrigen drey Theile der bayerischen Lande Wilhelm inhaben, und für standesmäßigen Unterhalt sorgen †).

*) Zschokke.
**) Rudhart.
***) Rudhart und Zschokke.
†) Ättenkhover.

Maximilans Entscheidung entsprach Ludwigs Erwartungen nicht *). Was die wohlwollende Gerechtigkeit des Kaisers verweigert hatte, trachtete er von der Gutmüthigkeit des Bruders zu erhalten. Kunigunde berief die Söhne zu sich. Man besprach sich vertraulich über des Kaisers Spruch, wie er mehr Zwist als Versöhnung begründe. Ludwig sollte vom Bruder etwas über den vierten **) Theil empfangen, dann wäre Einigkeit hergestellt. Wilhelm, von Ludwigs Gründen und Bitten, von Kunigundens beredter Güte erschüttert, willigte ein. Dem Kaiser wie dem Hofmeister Wilhelms Hieronymus von Stauf sollte die Sache ein Geheimniß bleiben ***). Laut dem Münchner Vertrage vom 20. November 1514 †) kamen Ludwig und Wilhelm über gleiche Vertheilung der Hoheit und Einkünfte und über gemeinschaftliche Regierung überein. Dieser Vertrag, welcher auf drey Jahre lautete, wurde am 12. Februar 1516, auf 5 Jahre erstreckt. Die Brüder lebten in ungestörter Eintracht. Was der Mutter zur

*) Fugger.
**) Fugger schreibt Ludwigen den dritten Theil zu.
***) Zschokke.
†) Aitenkhover. LIX.

Freude, dem Lande zum Heil gereichte, bewirkte Stauffs Fall.

Dieser ehrgeitzige Mann, welcher Baierns Untheilbarkeit zu verfechten vorgab, hatte durch verruchte Einflisterungen *) die feindselige Stellung der Fürsten befestigt. Jeden der herzoglichen Brüder warnte er, wie der Andere vorhabe ihn zu vergiften. Ihre Schwester Sabine von Würtemberg ängstigte er mit seinen Erfindungen. Diese aber theilte sie der Mutter mit, welche den Betrug aufdeckte. Kunigunde schrieb 1516 an den Grafen Wolf von Hag, und ersuchte die Landschaft, Stauf des Hofmeisteramtes zu entsetzen **). Hieronymus empfing zu Ingolstadt den Lohn seiner Umtriebe ***). Sein Blut besiegelte den Bund der Herzoge.

Sabine von Würtemberg hatte sich keiner glücklichen Ehe zu erfreuen. Herzog Ulrich †) mißhandelte sie, da floh sie im Jahre 1516 nach München, wo die Mutter ihre Trösterinn wurde, und ihre Sache bey den bairischen Ständen führte ††).

---

*) Rudhart.
**) Rudhart.
***) Zschokke.
†) Ulrich von Hutten's Schriften.
††) Rudhart.

Nur durch die Sorge für das Glück ihrer Kinder hing Kunigunde seit Albrechts Tode mit der Welt zusammen. Mehr als zwölf Jahre *) brachte sie in klösterlicher Einsamkeit zu. Ihre Hofdamen hatte sie beym Eintritt ins Kloster entlassen, in Kost und Kleidung wollte sie gerne wie die übrigen gehalten seyn. Freytag bis zur zwölften Stunde wurde Niemand vorgelassen, da betrachtete sie die Leiden des Erlösers **). Ihrer Frömmigkeit war kein Aberglaube beygemischt. Anna Laimintel galt zu Augsburg für eine Heilige, weil sie sich leiblicher Speise enthielt. Kunigunde gab Verehrung vor, lockte sie in ihr Kloster und entlarvte die Heuchlerinn, welche darauf das Land meiden mußte ***).

Im 55. Lebensjahre, 5. August. 1520, starb Kunigunde Erzherzoginn von Österreich, Herzoginn zu Baiern. Wie ein Geleitsmann zum Himmel stand über dem Kloster ein ungewöhnlicher Stern †). Ihre Asche ruht in U. lieb. Frauen Stiftskirche ††).

Mayrhofer.

---

*) Ättenkhover.
**) Fugger.
***) Zschokke.
†) Fugger.
††) Westenrieder.

Gedanken

über

verschiedene Gegenstände.

Sich immer nur an einem kleineren Maßstab messen, ohne einen höhern zu kennen, als sein eignes Ich — heißt eitel, aufgeblasen seyn. Nichts Kleineres kennen als sich und mit allem Höheren gar keine Verwandtschaft spüren, heißt eine Sclavenseele haben.

Beydes ist gleich weit entfernt von Stolz und Demuth; Stolz ist das Gefühl, das aus der unwillkührlichen — wahrhaften Vergleichung des eigenen Werthes gegen fremden Unwerth entspringt — demüthig seyn aber heißt: Ohne Rückblick auf fremden Unwerth sich beugen mit Liebe und unbedingter Unterwerfung vor dem geahneten Höheren.

* * *

Um wie viel glücklicher könnten wir seyn, wenn wir nicht so oft gerade die schönsten, heiligsten und zartesten Empfindungen unsers Herzens — mit der

nähmlichen Scheu zu verbergen suchten, mit der wir unsere Fehler verbergen. — — — Ach so werden und machen wir oft doppelt unglücklich, indem wir Gutes heucheln, das wir nicht haben, und das Gute, was wir haben, zurückhalten! —

* * *

Die meisten Menschen denken nur so viel, als dazu gehört, ihr Leben vor sich selbst zu entschuldigen — die wenigsten um ihr Leben darnach einzurichten. — Was gehört nicht alles dazu, um recht denken zu können! oder vielmehr was gehört nicht alles weg, damit unsere Gedanken rein und echt seyn und ein Gewinn für die Menschheit.

* * *

Weil unsere Neigungen und Begierden so heftig, verworren und vielverschlungen sind — das Herz aber so schwach und empfindlich, ward uns der Verstand gegeben, den Streit der Empfindungen zu schlichten, die wahren und die besseren geltend zu machen. Aber wie wir das Eisen mehr zum Morden brauchen als zum Pflügen, so gebrauchen wir auch den Verstand mehr zum Vertreter unserer Lüste, gegen unser besseres Wissen — als um durch seine Hülfe die herrlichsten Früchte zu erzeugen, deren die Menschheit fähig ist: Weisheit, Gottesahndung und Seelenfrieden.

Das Ich ist immer thätig, aber kurzsichtig und vergessen. Oft befremden uns unsere eigenen Schöpfungen, wir sehen dann bestürzt umher, als wenn wir fragen wollten: Wer hat diesen Gedanken, diesen Entschluß, diese Kraft in mir hervorgebracht? — Und bedenken nicht, wie lange wir im Stillen, ohne besondere Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, vorbereiteten, was uns nun überrascht.

Nach einem mehr oder minder dunklen Triebe arbeiten wir rastlos am Gewebe unsers Lebens — ein Blick darauf macht uns plötzlich staunen, über die schönen Blumen oder über die wüsten Bilder — und wir sehen dankend oder fluchend umher! —

* * *

Tugendhafte Handlungen, Werke der Kunst, schöne erhabene Empfindungen lassen sich so wenig erzwingen, oder willkührlich hervorbringen, als die Früchte des Baumes. Pflege und warte den Baum, so wachsen die Früchte von selbst.

* * *

Die meisten alten Völker, und gerade die kräftigsten und edelsten verrachteten alle Gewerbe, alle kleinliche, emsige, mühevolle Geschäftigkeit, wodurch nichts Großes bewirkt und nichts gewonnen wird, als der Unterhalt eines kahlen, unfruchtbaren Daseyns.

Doch nicht darum finde ich die Gegenwart zu tadeln, daß sie sich diesem eingeschränkten stillen Erwerbsfleiß geräuschloser Thätigkeit so allgemein hingibt; sondern weil sie durch ihr moralisches Einschlummern, durch schmähliges Vergessen aller ursprünglichen Zwecke, worauf all unser Trachten und Arbeiten gerichtet seyn soll — die Befürchtungen der Alten, daß der Geist dadurch erniedrigt werde, nur allzu sehr rechtfertigt.

* * *

Der Eitle, Ruhmsüchtige wünscht die Dauer seines Nahmens, und verdient nicht der Menschen Achtung, wenn er auch durch feinere Mittel bey der Welt zu glänzen sucht, als jener Herostrat; denn sein Streben ist selbstsüchtig — der bessere Mensch aber wünscht nur die Dauer des Guten, das ihm zu stiften gelang.

* * *

Der Stoizismus suchte den Menschen dadurch über sein Schicksal zu erheben, daß er Kraft der Reflexion alle Schmerzen in ein Nichts auflöste. Aber da er durch dieselbe Operation auch alle Freuden vernichtete, blieb nichts übrig als ein Mittelzustand zwischen beyden — kalt, ruhig, ohne allem Interesse, als dem Gefühl seiner Würde. Doch hat sich bey diesem Streben die Kraft des menschlichen

Geistes geoffenbart, der so Erstaunliches bewirken kann gegen seine Natur, was wird erst der bewirken können, wenn er frey und kräftig seiner bessern Natur folgt? Anders erhebt das Christenthum den Menschen, jene frohe Bothschaft vom Himmel, daß wir glauben, hoffen und lieben dürfen, es tröstet uns nicht, indem es uns gegen Freuden und Schmerzen verhärtet — sondern, indem es uns eine Unendlichkeit von Liebe, Freude und Vollkommenheit aufthut, wovor alles endliche Leiden zu nichte — alle wahren Freuden aber zu ewigen werden, — wenn wir nur selbst wollen.

Spaun.

Epimeleia*).

Ein frischer Morgenwind erwacht,
Er spielt im Rebgeranke vor dem Fenster,
Und kühlt des Schläfers glühn'de Stirn.
Wie klopft das Herz in schwerem, bangen Schlag
Dem Armen nach des Tages Kampf und Mühe?
Vertrauend wirft der Müde sich
Dem Schlafe in die lockend offnen Arme;
Der wird sein Feind, und seiner besten Kraft
Spannt er die matten Sehnen ab.
Sieh da — wild wacht der Wunsch im Herzen auf,
Der kaum gebändigte, und lagert sich
So drückend auf der angstbeengten Brust,
Und fächelt seine Schläfe heiß und glühend,

*) Epimeleia, die Tochter des sanften Epimetheus und der Pandora, ist nach Goethes herrlicher Dichtung die milde Göttinn der Morgenträume, die während ihres kurzen Reiches jedem Schläfer etwas Liebes zuflistert. —

Geistes geoffenbart, der so Erstaunliches bewirken kann gegen seine Natur, was wird erst der bewirken können, wenn er frey und kräftig seiner bessern Natur folgt? Anders erhebt das Christenthum den Menschen, jene frohe Bothschaft vom Himmel, daß wir glauben, hoffen und lieben dürfen, es tröstet uns nicht, indem es uns gegen Freuden und Schmerzen verhärtet — sondern, indem es uns eine Unendlichkeit von Liebe, Freude und Vollkommenheit aufthut, wovor alles endliche Leiden zu nichte — alle wahren Freuden aber zu ewigen werden, — wenn wir nur selbst wollen.

Spaun.

Epimeleia*).

Ein frischer Morgenwind erwacht,
Er spielt im Rebgeranke vor dem Fenster,
Und kühlt des Schläfers glühn'de Stirn.
Wie klopft das Herz in schwerem, bangen Schlag
Dem Armen nach des Tages Kampf und Mühe?
Vertrauend wirft der Müde sich
Dem Schlafe in die lockend offnen Arme;
Der wird sein Feind, und seiner besten Kraft
Spannt er die matten Sehnen ab.
Sieh da — wild wacht der Wunsch im Herzen auf,
Der kaum gebändigte, und lagert sich
So drückend auf der angstbeengten Brust,
Und fächelt seine Schläfe heiß und glühend,

*) Epimeleia, die Tochter des sanften Epimetheus und der Pandora, ist nach Goethes herrlicher Dichtung die milde Göttinn der Morgenträume, die während ihres kurzen Reiches jedem Schläfer etwas Liebes zuflistert. —

Mit seinen schwarzbekielten Riesenschwingen,
Daß der Gequälte tief in seinem Pfühl
Sich wühlen möcht' — Laß ab du schwarze Sphinx!
— Schon kräht der Hahn — was martert dich, du
Sterblicher?

Der Schlummernde.

Dort kühlt ich mich gern, wo die Spiegel des Stroms,
Mit Donnergeschmetter der Strudel zerreißt,
Wo der Wirbel kreist,
Die Krystallen-Pforte des Nymphen-Doms.
Dort ist es so tief, ist's kühlend, ist Ruh,
Sie tränken letheischen Frieden mir zu:
Mich riß es darüber, im schaukelnden Kahn,
Zerschlagene Blüthen wohl schwammen mir nach ——
Zu der Heimath — ach
Zurück führt keine, ach keine Bahn!

Epimeleia.

Der Arme! wie der aufgebrachte Nord
Sich in die Mond gebleichten Wogen wühlt,
Daß sie erzürnend durch die Lüfte schäumen,
So stürzt sich auf den Sichern Unbewahrten,
Die Raserey der Leidenschaft des Nachts;
Getrübt ist seines Herzens Heiterkeit,
Die Cedernsprossen hat die Fluth verschwemmt,
Die Säulen seines Edens werden sollten,
Wie möcht' ich ihn so gern, und stählend trösten,

Doch Rosen hab' ich nur, und die so flüchtig,
Ach flüchtiger als die, so freundlich Eos
Zum Werk des Tages rufend, auf Erwachende,
Und ihrer Ruhe stilles Lager wirft,
Ach was ich hab', geb ich so freudig hin!

Der Schlummernde.

Wie glühende Wogen der heimische Strom
Um die stillen, lieblichen Auen rollt,
Die Lüfte von Purpur, die Gräser von Gold,
Um die heiligen Schatten im Tannen-Dom.
Kehr ein, du heitere Abendruh,
Bey mir! schließ die Wunde der Brust mir zu.

Epimeleia.

Das Nachtigallen-Lied hat aufgehört,
Die Sterne sinken blaß in's Morgenroth;
Mich mahnt der scheidende Arkturus.
Die Titanide soll kein Menschenauge sehn'.
Noch eines süßen Traum's mag er sich freu'n,
Daß er doch froh erwacht zum schönen Morgen
Und stark zu seinen neuen Müh'n. —
Die blasse Lippe schmückt ein leises Lächeln. —

Der Schlummernde.

Hier bin ich — ach hier, was grämt ich mich?
Die Hecke von Rosen ich kenne sie wohl,
Da schied ich so trostlos! — sie stand so voll,
Voll Blumen als ich sie sah!

Was ruft mich? — ich kenne der Stimmen Klang.
Sie! — Schatten durchs Wiesengrün, rieselnlang —
Sie sind es, sie sind mir so nah!
Fahre hin, du düstrer Gram —

Epimeleia.

Die Lerche steigt! Leb Frühlingserde wohl! —

Kenner.

Ortwin und Edgar.

Edgar. Die Aussicht hier ist doch auch im Winter schön.

Ortwin. Sehr. Weißt du noch Edgar, wie wir vor einigen Jahren auch an einem Winterabend diesen Gang gemacht haben.

E. Und du darauf das Gedicht Winterabend-Gemählde — ich weiß es recht wohl und denke gern daran, wir haben uns damahl schon verstanden.

O. Doch hat sich manches seither verändert Edgar.

E. Ja wohl in und außer uns. Wir sind beyde indeß 24 Jahre alt geworden; da verändert sich viel.

O. Wahrhaftig sehr viel. Es macht mich oft eigentlich ernst, wenn ich darüber nachdenke.

E. Das ist auch gut; die Zeit ists ja, wo wir das Leben erst ansehen und angreifen müssen.

O. Ich bin nicht alt, in meinem Sinn, so wenig als in Jahren, aber jetzt schon machts mich lächeln, wenn ich unsre jungen Freunde der kleinen Ungelegenheiten des akademischen Lebens über-

drüssig finde, das sind doch die freyesten und darum auch die fröhlichsten Jahre.

E. Ich möchte aber dennoch nicht darnach umkehren, wenn ich auch könnte.

O. Nun ich eben auch nicht. Eher jetzt möcht ich der Zeit Stillstand gebiethen können.

E. Stillstand? Das kann ich nicht verstehen. Ich freue mich, daß es vorwärts damit geht, Vorwärts und aufwärts immer näher dahin, wohin ich soll und will.

O. Es bleibt aber sehr viel Schönes hinter mir, bey dem ich stehen bleiben möchte.

E. Besinne dich Ortwin, daß der Wunsch eine tausendmahl geäußerte Ungereimtheit ist. Stillstehn mitten in der rastlos bewegten Natur.

O. Wir wünschen wohl manches, das uns eben versagt ist, was doch nicht immer so geradezu ungereimt heißen dürfte.

E. Und wo so viel vor uns liegt! Eher ein Verlangen vorwärts zu kommen, scheint mir natürlich, wiewohl auch das, recht betrachtet, kindisch ist. Wo ich stehe, auf der Stufenleiter des Menschenlebens, find' ich Wirksamkeit und Genuß meines Daseyns; und so glaub' mir Ortwin! bin ich auch, wo ich stehe, zufrieden. Das Stehen ist ohnehin nur scheinbar und es geht rasch genug mit uns weiter.

O. Lieber Stoiker, der du nichts wünschest als was du haben kannst, das wirst du mich schwerlich lehren.

E. Wenn du mich nur darüber belehren könntest, was du verlangst, oder vermissest, das mit der Jugend so unwiederbringlich dahin ist.

O. Du mußt es fühlen, sonst verstehst du mich nicht, wenn ich dirs zu nennen versuche.

E. So weit sind wir doch nicht aus einander, daß ich dich nicht sollte verstehen können, wenn ich auch nicht mit dir einverstanden seyn könnte.

O. Freyheit. Edgar. Hätt' ich ein anderes Wort für dieses so oft mißdeutete — aber du weißt doch, was ich meine. Wie lange wir lernen, um einmahl was zu vermögen, wie lange wir uns darauf freuen, und wenn wir dann bürgerlicher Weise freygesprochen werden — ach Edgar, die 24 Jahre! da sind wir so tausendfach gehalten, gedrängt, gebunden und von allen Seiten eingepfählt, stehen so weit von dem Platze, auf dem wir seyn möchten und sollten, wo unser Erlerntes wirksam seyn könnte — müssen wir so viel Mühsames, Gehaltloses thun, um nur zu leben, wie es hergebracht ist. — Laß mich abbrechen, es macht mich unmuthig und ich möchte den Abend heiter mit dir zubringen.

E. Gut, hoff ich, sollen wir ihn zubringen, sieh ich könnte dir vor Allem sagen, daß deine Klage nicht auf alle Stände paßt.

O. Ich weiß was du sagen willst. Du freylich hast in der Hinsicht glücklich gewählt, hast einen kurzen Weg zum Ziele, und ich weiß keinen Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, worin man mehr in höherem Sinne Gutes thun kann, als den des Volkslehrers — wer nur das fromme, stille, bescheidene Gemüth dazu hat.

E. Das heißt, wer sich beschränken, entbehren kann, wer zum voraus bedenkt, daß auf Erden alles nur Stückwerk ist, schon das Erkennen des Guten, das Ausüben noch weit mehr. Lieber Freund, wenn wir nur wollen und streben, das allein kömmt auf unsere Rechnung, was wir ausrichten, bleibt hinter dem, was wir wollen, immer und überall zurück.

O. Der Jüngling will so viel, so viel Schönes und Gutes.

E. Das ist freylich leicht und angenehm. Aber es genügt doch nicht; wirken ist besser, als wollen, wenn auch ungleich schwerer, denn:

„Leicht bey einander wohnen die Gedanken
Doch hart im Raume drängen sich die Sachen." —

O. Wenn nur etwas mehr von dem, was der Jüngling im Sinne hat, in dem Gedränge emporkommen könnte!

E. Ortwin, nenne mir die Zeit, wo du hättest leben mögen, um nach deinem Herzen leichter und freyer zu wirken, als heut zu Tage. Weißt du eine zu finden.

O. Ich habe mich manchmahl als Schüler meines Sokrates geträumt —

E. Und als Zeugen seines Todes —

O. Ach Edgar, du hast Recht: jeder Bessere und Weise war doch von jeher ein Fremdling auf der Erde.

E. Empfing aber doch manche freundliche Gabe auf seiner Wanderschaft und ließ den Menschen dankbar dafür auch sein köstliches Gastgeschenk zurück. Wo wären wir, wenn von jeher die Besseren und Weisern unmuthig die Hände in den Schooß gelegt hätten; ihres Gleichen fanden sie niemahl — Widersacher genug. Vergleiche den Zeitgeist aller Jahrhunderte, wir sind wahrhaftig nicht am schlimmsten daran.

O. Wenn nur nicht gar so viel Kleines, Nichtiges wäre, das uns täglich verwirrt und verstrickt!

E. Meinst du, die Alten hätten dessen sich nicht auch zu erwehren gehabt? Menschenleben ist Men-

schenleben, allenthalben und zu allen Zeiten nicht ohne Mühe und Eitelkeit. Die bessern Menschen hatten aber einen ernsten starken Willen in sich, machten sich von dem Gewirre mit Gewalt los, und drangen festen, männlichen Schrittes durch.

O. Wer's ihnen nur gleich nachthun könnte.

E. So auf ein Mahl ohne Übung und Kampf gings bey ihnen nicht. Drum wollen wir nicht klagen über das Hinderliche, sondern die Kraft daran erproben, und uns auf die Höhe, so gut wir können, durcharbeiten, wo ihnen wohl war, und auch uns wohl seyn wird. Ortwin freue dich mit mir, daß wir alt werden, bis ins Alter denk ich ein recht freyes Gemüth und die Erinnerung an manches Gute, das ich gethan, in mir zu tragen. Jetzt heißt es arbeiten, dann ernten, so seh' ich dem Gang meines Lebens ruhig zu — ein jedes Ding hat seine Zeit.

O. Bis wir alt werden, Edgar, wo wird jeder von uns seyn?

E. Schwerlich werden wir dann so mitsammen gehen.

O. Fühlst du, was die Jahre nehmen?

E. Sieh Ortwin, das nimmt mir schon das nächste Jahr, — und dennoch freue ich mich von ganzer Seele darauf.

O. Dein Beruf ist dir über alles.

E. Wahrlich über Alles. Und wer keinen solchen hat, oder sich keinen solchen macht, der ihm über Alles ist, den bedaur' ich von Herzen; er muß doch auch immer sorgen, entbehren, verlieren, und hat dabey nichts, das ihm bleibt. Wer aber einen solchen hat, der lasse sich nicht beirren und niederschlagen, wenn er das Seine thut, und nicht jedes gute Samenkorn Frucht bringt. Wer mags durchaus vermeiden, daß nicht etwas auf den Weg fällt, oder gar unter die Dornen am Wege? Auf gutem Erdreich gibt es dafür hundertfältige Frucht. Der Säemann thut das Seine, das Gedeihen gibt ein Anderer. Du bist in Gedanken, Lieber?

O. An unsere Jünglingsjahre und an unsere Liebe. Wir werden uns nicht mehr lang ihrer erfreuen.

E. So nicht wie bisher. Aber aus der Ferne werden wir uns alles Gute erzählen, das jeder in seinem Kreise findet oder thut, und wenn wir uns so zu Zeiten unerwartet sehen, jeder ganz der Alte nur mit vollerem Herzen und reiferem Geiste — Ortwin, das wird herrlich seyn.

O. Wohl werden das schöne Tage, aber deren werden nicht viel seyn. Die schöne Zeit der jugend-

lichen Freundschaft ist dahin; was sie gab, das findet keiner von uns wieder. Hast du genug an deiner Liebe, die nur gibt, wenn du nicht empfängst, was dein Herz verlangt?

E. Mein Freund, wir haben viel empfangen, ehe wir noch geben konnten. —

O. Du hast Recht, Edgar, wir haben der Vorsehung viel zu danken, die uns so freundlich erzog, wie Brüder eines Hauses. —

E. Damit wir unserer Seits auch wieder geben lernten, denn das ist ja unser Beruf, dadurch allein können wir danken.

O. Und statt dessen fahren wir fort zu begehren.

E. Wir werdens wohl nie verlernen. Aber wo wir recht aus gutem Herzen geben, da werden wir immer gewiß auch empfangen. Sieh, Ortwin, mein Beruf läßt mein Haus einsam, gibt mir auch außerhalb einen engen Kreis, aus dem ich Jahre lang nicht trete, Menschen, die nicht meines Gleichen sind — und doch hoff' ich nicht zu darben an Liebe. Und du freystehend mit vollem Herzen, im vollen Leben mit der Anwartschaft auf jedes schöne, menschliche Verhältniß, du hoffest weniger?

O. Gewiß nicht, ich kann mich wohl auch herzlich freuen auf die Zukunft. Aber ich kann mich auch

einer ernsten Stimmung nicht entschlagen, wenn ich alles dessen gedenke, was so schön war, und vergangen ist, und was nun noch so schön um mich ist, bald vergangen seyn wird, und so eins um andere im Leben, nenn es Schwärmerey Edgar, aber ich kann mir nicht helfen. Alles was mir irgend lieb und eigen wurde, was mir das Herz erfreute und ausfüllte, — das möcht ich halten, — und wenn ich denn so sehe, daß ich es nicht halten kann, daß der Strom der Zeit es so gut mit sich fort führt, wie das Gemeine, daß sogar nichts mein ein eigen ist, daß ja selbst mein lebendiger Gedanke, meine lebendige Empfindung sich von mir losreißt und entrinnt, da macht's mich wehmüthig, und ich begreife, wie man ausrufen kann: Alles ist eitel unter dem Monde.

E. Da fällt mir das Andenken an unsern Georg ein, das du geschrieben hast, mich dünkt, in eben dieser Stimmung.

O. Der gute Jüngling. Er ruhe sanft!

E. Ortwin, gut war er zum Theil durch uns.

O. Wenigstens fester im Guten. Es erfüllt mich mit inniger Freude, wenn ich daran denke.

E. Die Freude ist doch unvergänglich.

O. Ich glaube so gern, daß auch seine Erinnerung an uns unvergänglich ist.

E. Und das, was er durch uns geworden, das iſts gewiß.

O. Edgar! was wären wir ohne den Glauben an Unſterblichkeit! —

E. Ja das Leben mit all ſeiner Ausbeute wäre wohl kaum der Mühe werth, die es koſtet. Und je mehr wir erreichten, deſto unglücklicher, dünkt mich, wären wir, denn wir hätten nur um ſo mehr zu verlieren.

O. Die Alten haben das gefühlt. Ich begreife, wie ſie an das Leben, an jeden Beſitz, an jede Luſt im Leben ſich ängſtlich hängen mußten, was für ein Unmuth, was für eine Leere ſie oft befallen mußte beym Anblick des allgemeinen Vergehens, was für ein Schauder, wenn ihnen ſo mitten in einer That oder mitten im Genuß ein Gedanken ans öde Schattenreich kam.

E. Und dennoch fanden ſie Muth, aus freyer Wahl zu ſcheiden vom ſüßen Leben, wenn ihnen ein Höheres vorſchwebte. Bürgertugend, Freyheit! —

O. Ja es iſt eine Kraft im Menſchen, die alles verſchmerzt und überwindet, die aufrecht bleibt in der allgemeinen Hinfälligkeit, weil ſie nicht von dieſer Welt iſt.

E. Wenn wir die recht gebrauchen, so sind wir hier schon frey, wenn auch nicht mächtig und glücklich, wie wir's seyn möchten. Jenseits wird's besser mit uns werden. Wir sollen uns hier nicht heimisch denken und gleichsam häuslich niederlassen, unser Ansiedeln gedeiht nicht, alles Besitzthum, das wir begreifen, das wir eigen behalten möchten, verdirbt uns unter der Hand, von denen, die mit uns gehen, läßt eines nach dem andern uns los und allein.

O. Und dennoch suchen wir unermüdet etwas, das bey uns bleibe, und geben die Hoffnung, es zu finden, nach allen Fehlschlagungen im Leben, doch nicht auf.

E. Drum gilt sie uns für Verheißung, und wird auch Erfüllung werden. Ob wir das wieder finden, was wir hier so schwer aufgeben und nicht vergessen können, unsere Liebe und Freundschaft, der ein Menschenleben zu kurz wird — oder ganz etwas anders, das wir nicht kennen — das überlassen wir dem, der uns hierher gesetzt hat, er wird weiter für uns sorgen. Genug für jetzt, daß wir wissen, was wir zu thun haben, und daß er uns, so gering das ist, was wir leisten, dennoch hier

schon manche Freude und die große Hoffnung auf Jenseits ins Herz gibt.

O. Ich danke dir, daß du mir das so freundlich in Erinnerung gebracht hast. Unser Gang ist zu Ende, und mein Wort erfüllt; wir haben ihn gewiß gut zugebracht.

E. Wie könnt' es mit dir anders seyn? Gute Nacht, Lieber.

Sch.

Sommer-Vögel.

1.

Hast du nicht gesagt — sprach das Kind zum Großvater — unser Leben gleiche den Jahreszeiten? Als die Vögelein so lieblich sangen, und der Kirschbaum blühte, und wir Kinder mit den Blumen spielten auf der Wiese, sagtest du: Jetzo ist's Frühling — und das bist du! — Und als die Kirschen roth wurden und die Leute uns die Blumen auf der Wiese abmähten, da sagtest du: „Das ist der Sommer, es gleicht dem Vater!" Und als es fror und schneite, und auf der Wiese kein Blümchen mehr war, sagtest du: „Es ist Winter, und das bin ich!" Und als ich einmahl vor Kälte weinte, sagtest du: „Kind sey getrost, es wird bald wieder Frühling —" Siehst du — folglich wirst du auch wieder jung wie ich und munter wie ich — ja, ja! und recht bald!

Freylich werde ich es gutes Kind! aber anderswo!

2.

Wie schön muß es im Paradiese gewesen seyn,

sagte ich als Kind oftmahl, — „Ach wär' ich nur darin, ich verlöre es gewiß nicht!" — und als ich alt geworden war, fiel mir das kindliche Wort wieder ein, — da sagte ich: „Ach damahl, als ich es sprach, da war ich auch darin — aber seitdem hab' ich es lange schon verloren.

3.

An den heimischen Boden ist das Menschenherz gefesselt und nimmer reißt es sich los.

Sag' an, warum wird's dir so enge um's Herz, wenn du hinauf schaust in die ewige Sternennacht? — zieht es dich nicht hinauf zu den schimmernden Lichtern, zu den freundlich wandelnden Welten? Sieh', so ist's auch dem Neger, der von ferne an den goldenen Küsten seines Vaterlandes vorüberseglet! siehe, so ist es auch dem Schweitzer, wenn er am fernen Horizont seiner Heimath blaue Berge schaut; — denn an den heimischen Boden ist das Menschenherz gefesselt und nimmer reißt es sich los! —

4.

„Wie groß ist die Welt!" sagte das Infusionsthierchen, das sich im Tropfen bewegte." —

„Wie groß ist die Welt!" sagte der Schmetterling, als er über die Wiese flog, wie unendlich

groß ist die Welt! sagte der Zugvogel, als er über Länder und Meere wanderte.

„Wie unendlich groß ist die Welt!“ sagte der Mensch, als er zu den Sternen hinauf schaute und die Milchstraße über ihm sich wölbte! und das mit Recht, denn er allein ahnet ihren unendlichen Schöpfer! —

Kreil.

Und wenn nun wieder seine Stunde winket,
Da läßt der Engel ihm ein Mädchen sehn;
Sein Herz erpocht, sein volles Auge sinket,
Vor seinem Engel wähnet er zu steh'n.

Und nahet ihm mit scheuem frommen Triebe,
Und fühlt sein ganzes Wesen ihm geweiht,
Und kann nicht glauben an des Engels Liebe,
Und fühlt ihn doch mit inn'rer Seligkeit.

Jetzt ist sein volles Leben aufgegangen,
Von seinem Führer freundlich dargebracht,
Hat er der Erde schönstes Glück empfangen,
Und freudig ist die freye Kraft erwacht.

Jetzt darf der Engel nimmer mit ihm wandeln,
Wie er dem Kind und Jüngling es gethan:
Es muß der Mann im eignen freyen Handeln
Die Kraft erproben auf des Lebens Bahn.

Doch bleibt er treu dem kindlichen Gefühle,
Im Glauben fest, im Handeln rein und gut:
Dann gibt der Engel auch im Weltgewühle,
Dem Edlen Trost und stählet seinen Muth.

Wenn dann des Scheitels Locken einst ergrauen,
Die Gluth sich mildert in des Greisen Blick,
Da kehrt er aus der Kindheit stillen Auen,
Zur stillen Seele liebevoll zurück.

Und bringet ihr der Kindheit tiefen Frieden,
Der ihr im langen Leben oft gefehlt.
Dann wünscht und hofft sie wenig mehr hiernieden,
Und macht sich leise los von dieser Welt.

Dann kommt der Engel in der letzten Stunde,
Und winkt dem Pilger nach dem Friedensport
Entküßt die Seele sanft dem bleichen Munde,
Und führt sie in die bessre Heimath fort.

Auszüge aus Jean Paul Friedrich Richters Werken.

1.

Wie erquickte sich das feurige Auge Albanos an den Riesenmassen des dämmernden Frühlings, an dem unter dem durchsichtigen Mantel der Nacht schlummernden Tag! Zephyre, die Schmetterlinge des Tags flatterten schon um ihre Blumen und sogen aus den Blüthen, und trugen Weihrauch für den Morgen ein. Eine schlaftrunkene Lerche fuhr zuweilen in den stillen Himmel hinauf, mit dem lauten Tag in der Kehle.

Über die dunklen Auen und Stauden war schon der Thau gegossen, dessen Juwelenmeer vor der Sonne entbrennen sollte, und im Norden wehten Purpurwimpel der Aurora, die gegen Norden schiffte.

Erhebend faßte der Gedanke den Jüngling an, daß nun dieselbe Minute, Millionen kleine und lange Leben messe, und den Gang der Minier-Raupe, und den Flug der Sonne, und daß jetzt dieselbe Zeit durchlebt werde vom Wurm und vom Seraph, von Welten zu Welten, überall. —

O Gott, rief er, wie herrlich ist, daß man ist.

Carl aber klebte bloß mit dem hängenden schweren Gefieder des Nachtvogels an den heiteren Gestirnen um ihn. Wohl dir, sagte er: daß du so seyn kannst! und daß die Sphinx in deiner Brust noch schläft. Du weißt nicht, was ich will; ich kannte einen Elenden, der sie recht gut schildern konnte. In der Brusthöhle des Menschen, sagte er, liegt das Ungeheuer mit aufgehobenem Madonnengesicht auf seinen vier Tatzen, und lächelt eine Zeit lang umher, und der Mensch mit. Plötzlich springt es auf, gräbt die Krallen in die Brust, zerschlägt sie mit dem Löwenschweif und den harten Flügeln, und wühlt und drängt und tobt, und überall rinnt Blut an der zerrissnen Brusthöhle, auf einmahl legt es sich blutig wieder hin, und lächelt wieder fort, mit dem schönen Madonnenangesichte. O er sah ganz blutlos aus, der Elende, weil das Thier so von ihm zehrte, und durstig an seinem Herzen leckte. — Gräulich, sagte Albano, und doch versteh ich dich nicht ganz. —

Der Mond hob sich jetzt, und eine finstere an seinen Seiten gelagerte Wolkenheerde stieg empor, und zog einem Sturmwind nach, der sie unter die Sterne jagte. Carl fuhr wilder fort: Anfangs hatte es der Elende noch gut, er hatte noch derbe Schmerzen und Freuden, rechte Sünden und Tugenden, aber als

das Unthier immer schneller lächelte, und zerriß, und er immer schneller, Lust und Pein, Gutes und Böses wechselte, und als Gotteslästerungen und Kothbilder in seine Gebethe krochen, und er sich weder bekehren, noch verstocken konnte, da lag er in der Verblutung, in der lauen, grauen Nebelmasse des Lebens, und starb so durch das Leben fort. —

Warum weinst du? Kennst du den Elenden? Nein, sagte Albano mild. — Ich bins! Du? schrecklicher Gott, du nicht! O ich bins, und wenn du mich auch verachtest, du wirst es — was sag ich. — Nein, nein Unschuldiger, ich sag es nicht. Sieh, jetzt steht die Sphinx wieder auf, o bethe mit mir, hilf mir, daß ich nicht sündigen muß. — Ich muß saufen, ich muß verführen, ich muß heucheln, ich heuchle jetzt. Albano sah das starre Auge, das bleiche zerrissene Gesicht, und schüttelte liebend entrüstet ihn mit beyden Armen, und stammelte gerührt: das ist beym Allmächtigen nicht wahr; du bist ja so sanft und blaß und unglücklich und unschuldig; — Rosenangesicht, sagte Carl, ich scheine dir rein und hell, wie der da oben (der Mond); aber er wirft, wie ich, den langen Schatten gegen den Himmel hinauf. — Albano ließ ihn los, sah lange in das erhabene Dunkel der Nacht, und drückte bittere Thränen weg. — Da brach der Nachtwind eine von der Waldraupe getödtete Tanne, und

Albano zeigt stumm auf die niederbrechende. Carl rief erschrocken: ja, das bin ich; — Ach Carl, hab' ich dich denn heute verloren? sagte der schuldlose Freund mit unendlichem Schmerz, und die schönen Sterne des Frühlings fielen wie zischende Funken in die Wunde. — Vor diesem Worte löste sich Carls gespanntes Herz in treue gute Thränen, ein heiliger Geist kam über ihn, und geboth ihm, die reine Seele nicht länger zu quälen mit seinen, ihr nicht den Glauben zu nehmen, ihr das wilde Ich, und jede Eigensucht stumm zu opfern. Sanft legte er sich an des Freundes Herz, und mit zauberisch leisen Worten und voll Demuth, und ohne Feuerbilder, sagte er ihm sein ganzes Herz, und daß es nicht böse sey, sondern nur unglücklich und schwach, und daß er nur so herzlich aufrichtig gegen ihn, der zu gut von ihm denke, habe seyn müssen, wie gegen Gott, und daß er schwöre bey der Stunde des Todes, zu werden, wie er, ihm ewig alles zu bekennen, sich zu heiligen an ihm. Ach ich wurde nur noch so wenig geliebt, sagte er — warum liegen die Menschen immer wie die Todten auf dem Bernhardsberg, einander erfroren an der Brust, mit steifen Augen, mit starren Armen? O warum kamst du so spät zu mir? —

Und Albano, der liebestrunkene glühende Mensch, der gute Mensch, der an sich die Übertreibungen der

Reue kannte, und der diese Bekenntnisse für jene hielt, kehrte begeistert in den alten Bund zurück, mit Liebe ohne Maß. — Und Carl im Aufruhr des Entzückens und der Liebe, wie eine Erde beym Aufgange des Frühlings, bändigte sich nicht; er preßte ihn an, ließ ihn los, umfaßte ihn wieder — er weinte selig, und sagte neuverschwistert: Bruder! Ordentlich dadurch gestärkt, daß er einmal aus reiner, heiliger Liebe jauchzen dürfe, zog er die Hände, wieder freygemacht, heraus, die bisher wie Milos seine im Baume des Glücks und des Lebens*), den er zerreißen wollte, eingeklemmt, gefangen waren; er athmete frische Lebensluft und Muth, und der Plan seiner innern Vollendung war jetzt durch neues Glück und schönes Bewußtseyn hold gegründet. —

Der Mond stand hoch, die Wolken waren vertrieben, und nie ging der Morgenstern zwey Menschen heller auf.

Titan. 2 B.

2.

Die Erde ist heute so schön, das macht den Menschen weicher. Der Himmel ruht küssend und liebend

*) Nach Strabo soll Milo, Athlet von Krotona in einem Baumstamme, worin ein Keil steckte, die Hände so gewaltig eingezwängt haben, daß er in dieser hülflosen Lage von Thieren zerrissen ward.

an der Erde, wie ein Vater an der Mutter, und ihre Kinder die Blumen, und die schlagenden Herzen fallen in die Umarmung ein, und schmiegen sich an die Mutter. Der Zweig hebt leise seinen Sänger auf und nieder, die Blume wiegt ihre Biene, das Blatt seine Mücke und seine Honigtropfen, den offenen Blumenkelchen hängen die warmen Thränen, in die sich die Wolken zertheilten, gleichsam in die Augen — die Wälder liegen saugend am Himmel und trunken von Wolken stehen alle Gipfel in stiller Wohllust. Ein Zephyr, nicht stärker als ein warmer Seufzer der Liebe, hauchet vor unseren Wangen vorbey, unter die rauchenden Kornblüthen. O Geliebter, wenn alles Liebe ist, alles Harmonie, alles liebend und geliebt, alle Fluren ein berauschender Blüthenkelch, dann streckt wohl auch im Menschen der hohe Geist die Arme aus, und will mit ihnen einen Kreis umschlingen, und dann wenn er die Arme nur an Schatten zusammenlegt, dann wird er sehr traurig vor unendlicher, vor unaussprechlicher Sehnsucht nach Liebe. — Siehe die Sonne zieht hinab, die Erde hüllt sich zu, Thauwolken, wie abgerissene Stücke aus Sommernächten, mit einem Silberrand, ziehen über den Gottesacker, und überfärben die blühenden Gräber mit Schatten. — O rinne, rinne flüchtiges Nacht-

bild des Lebens, und bedecke mir die fallende Sonne nicht lange! — jetzt tönen die Gärten, die Luft summet, die Vögel durchkreutzen sich rufend, der Sturmwind hebt den großen Flügel auf, und schlägt an die Wälder. — Sie geben das Zeichen, daß unsere Sonne geschieden ist! Ach Julius, Julius, sagte ich, und umfaßte seine Brust, die Erde ist groß, aber das Herz, das auf ihr ruht, ist noch größer als die Erde, und größer als die Sonne, denn es allein denkt den größten Gedanken! — Plötzlich ging es vom Sterbebette der Sonne kühl, wie aus einem Grabe hervor. Das Luftmeer wankte, die Altäre der Natur, die Berge waren wie bey einer großen Trauer schwarz überhüllt. — Der Mensch vom Nebelgewölk auf die Erde eingesperrt, und geschieden vom Himmel — am Fuß des Gewölkes lebten durchsichtige Blitze, und der Donner schlug dreymahl an das schwarze Gewölbe; aber der Sturm richtete sich auf, und riß es aus einander, trieb die fliegenden Trümmer des zerbrochenen Gefängnisses durch das Blau, und warf die zerstückten Dampfmassen unter dem Himmel hinab, und noch lange brauste er allein, und über die Erde fort durch die lichte gereinigte Ebene. Aber über ihm, hinter dem weggerissenen Vorhang, glänzte das Allerheiligste, die Sternennacht.

Wie eine Sonne ging der größte Gedanke des Menschen am Himmel auf, meine Seele wurde eingedrückt, wenn ich gegen Himmel sah, sie wurde aufgehoben, wenn ich auf die Erde sah. — Denn der Unendliche hat seinen Nahmen in den Himmel mit glühenden Sternen gesäet, aber auf die Erde mit sanften Blumen.

O Julius, wir knieen hier auf dieser kleinen Erde vor der Unendlichkeit, vor der unermeßlichen über uns schwebenden Welt, vor dem leuchtenden Umkreis des Raumes. — Erhebe deinen Geist, und denke, was ich sehe! Du hörst den Sturmwind, der die Wolken um die Erde treibt, aber du hörst den Sturmwind nicht, der die Erden um die Sonnen treibt, und den größten nicht, der hinter den Sonnen weht, und sie um ein verhülltes Universum führt, das mit Sonnenflamme im Abgrund liegt. — Tritt von der Erde in den leeren Äther, hier schwebe, und siehe, wie sie zu einem fliehenden Gebirge einschwinden, und mit andern Sonnenstäubchen um die Sonne spielen, ziehende Planeten, denen Monde nachflattern, stürzen vorüber, und steigen hinauf und hinab vor dem Sonnenschein. — Dann schau umher, im runden, blitzenden, hohen, aus krystallisirten Sonnen erbauten Gewölbe, durch dessen Ritzen die unermeßliche Nacht

schaut, in der das funkelnde Gewölbe hängt. Du fliegst Jahrtausende, aber du trittst nicht auf die letzte Sonne, und in die große Nacht hinaus. Du schließest das Auge zu, und wirfst dich mit Einem Gedanken über den Abgrund und über die ganze Sichtbarkeit, und wenn du es wieder öffnest, so umkreisen dich wie Seelen, Gedanken, neue hinauf und hinabstürzende Ströme, aus Welten von Sonnen, aus dunklen Tropfen von Erden, und das Feuerrad einer neuen Milchstraße wälzt sich um im Strome der Zeit. — — — O Julius, zwischen den wandelnden Feuerbergen, zwischen den von einem Abgrund in den andern geschleuderten Milchstraßen, da flattert ein Blüthenstäubchen, aus sechs Jahrtausenden und dem Menschengeschlechte gemacht. — Wer erblickt und wer versorgt das flatternde Stäubchen, das aus allen unsern Herzen besteht? —

Wenn jeder Augenblick einen Menschen und eine Welt zerlegt, wenn die Zeit über Kometen geht und sie austritt wie Funken, und die verkohlten Sonnen zerreibt, wenn die Milchstraßen nur wie zurückfahrende Blitze aus dem großen Dunkel dringen, wenn eine Weltenreihe um die andere in den Abgrund hinunter gezogen wird, wenn das ewige Grab nie voll und der ewige Sternenhimmel nie leer

wird, o mein Geliebter, wer erblickt und erhält denn uns kleine Menschen aus Staub? Du Allmächtiger, erhältst uns, du Unendlicher, du o Gott, du bildest uns, du siehest uns, du liebest uns! O Julius, erhebe deinen Geist, und fasse den größten Gedanken des Menschen. Da wo die Ewigkeit ist, da wo die Unermeßlichkeit ist, und wo die Nacht anfängt, da breitet ein unendlicher Geist seine Arme aus, und legt sie um das große fallende Weltall, und trägt es, und wärmt es.

Ich und du, und alle Menschen, und alle Engel und alle Würmchen ruhen an seiner Brust und das brausende und schlagende Welten- und Sonnenmeer, ist ein einziges Kind in seinen Armen. Er sieht durch das Meer hindurch, worin Korallenbäume voll Erden schwanken, und sieht an der kleinsten Koralle das Würmchen kleben, das ich bin, und er gibt dem Würmchen den nächsten Tropfen und ein seliges Herz und eine Zukunft und ein Auge bis zu ihm hinauf — ja, o Gott, bis zu dir hinauf, — bis an dein Herz.

Stumm gingen wir, Hand in Hand, den Berg hinab, wir vernahmen den Sturmwind nicht vor den Stimmen unserer Gedanken, und als wir in unsere Hütten traten, sagte Julius: Ich wer-

de den größten Gedanken des Menschen immer denken, unter den Tönen meiner Flöte, unter dem Brausen des Sturmes, unter dem Fallen des warmen Regens, und wenn ich weine, und wenn ich dich umarme und wenn ich im Sterben bin.

Lob der Gottheit.

Lob sey dem ewigen Gotte! ihm nahet, wer ihm gehorchet,
Wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld,
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
Wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

Seinem Knechte, dem wärmenden Ostwind, hat er gebothen:
Daß er des Hauses Flur köstlich belege zum Fest
Mit smaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke befohlen,
Daß sie mit Ammenbrust, Kräuter und Pflanzen erzieh'
Zartgeborne Kinder. Zum neuen Jahr des Frühlings

Bringt er den Bäumen ein Kleid, — Zweigen den blumigen Hut,
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker.
Hebet den Dattelkern sprieß und zur Palme empor,
Wolken und Wind, und Himmel und Mond und Sonne beeifern
Sich zum Dienste für dich, diene mit ihnen o Mensch!

Die an der Pforte des Heiligthums anbethen und feyern,
Sprechen: Wir ehren dich nicht, Höchster, wie dir es gebührt.
Die des Erhabenen Glanz in deiner Schönheit beschreiben,
Klagen in Schrecken gehüllt: Herr, wir erkennen dich nicht!
Fragete mich nun einer nach seinem Lobe, was soll ich,
Ich Geistloser, von ihm sagen, der zeichenlos ist?
Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Geliebten
Und das Opfer verstummt. —

Niedergebeuget das Haupt, saß einst ein Verehrer der Gottheit
Tief in den Ocean seiner Betrachtung gesenkt.
Als er empor kam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,
Fragt ihn traulich ein Freund: Bringst du uns ein Geschenk
Aus dem Garten, in dem du gewesen? — Ich war in dem Garten,
Sprach er, wo glänzend umher Rosen die vollesten blüh'n.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schooß und Busen zu füllen.
Meinen Freunden, und dir Freund zum erquickenden Gruß,
Aber betäubt, und trunken vom Duft der himmlischen Blumen,
Ließ ich sinken das Kleid, sank mir die brechende Hand.

Die du die Liebe singst, o Nachtigall, lerne die Liebe
Von der Mücke, die sich stumm in der Flamme verzehrt.

O du, höher als jeder Gedank' als jegliche Meinung,

Höher als jedes Bild, jegliche Rede von dir,
Siehe, wir hörten und lasen, was je von Vätern
gesagt war.
Sprachen darüber lang; aus ist nun unser Ge-
spräch,
Unser Leben am Ziel, und unsre Beschreibung am
Anfang;
Außer der Pforte, zu dir, stehen und staunen
wir noch.

Aus Herders zerstreuten
Blättern.

Dem höchsten Gotte.

Du, der Unsterblichen Höchster, du Vielbenannter, der ewig
Nach Gesetzen beherrscht die Natur, ihr ewiger Führer,
Sey mir gegrüßt, o Zeus, denn alle Sterblichen dürfen
Dich anreden, o Vater, da wir ja deines Geschlechts sind,
Nachhall deiner Stimme, was irgend auf Erde nur lebet.
Also will ich dich preisen, und ewig rühmen die Herrschaft
Deiner Macht, der rings um die Erde, die Kreise der Welten,
Willig folgen, wohin du sie lenkst, und dienen dir willig;
Denn du fassest in deine nie zu bezwingende Rechte

Deinen Bothen, den flammenden, zweygezackten, den ewig
Lebenden Blitz; es erbebet die Welt dem schmetternden Schlage,
Also lenkst du den Geist der Natur, der dem Großen und Kleinen,
Eingepflanzet sich mischt in alle Wesen und Körper.
Höchster König des Alls, ohn' den auf Erden, im Meere,
Nichts geschiehet, noch am ätherischen himmlischen Pole,
Außer, was Sinne beraubt der Frevler Böses beginnet,
Aber du weißt auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machst aus der Unform Form, und gesellst Unfreundliches freundlich.
Also stimmtest du Alles zu Einem, das Böse zum Guten,
Daß in der weiten Natur ein ewig herrschend Gesetz sey,
Eins, dem unter den Sterblichen nur der Frevler entflieh'n will.
Ach des Thoren! der immer Besitz des Guten begehret,

Und verkennet des Herrn, der Natur, obwaltende Richtschnur,
Will nicht hören, was, wenn er gehorcht, ihm glückliches Leben
Und Verstand gewährte. Nun stürmen sie alle dem Guten
Grade vorbey, hierher, dorthin: Der kämpfet um Ehre
Fährlichen Kampf, der läuft nach Gewinn mit niedriger Habsucht,
Jener buhlet um Ruh' und um süße Werke der Wollust,
Alle mit Eifer bemüht, dem nichtigen Wunsch zu begegnen.
Aber, o Zeus, du Wolkenumhüllter, der Blitze Gebiether,
Du, der du alles gibst, befreye die Menschen vom schweren
Unsinn, nimm die Wolke von ihren Seelen, o Vater!
Laß sie die Regel ergreifen, nach der du billig und sicher
Alles regierst, damit wir, denen du Ehre gegönnt hast,
Wieder dich ehren, und dich in deinen Thaten besingen,

Wie's dem Sterblichen ziemt; denn weder Menschen noch Göttern
Bleibt ein höheres Loos, als ewig und ewig des Weltalls
Herrschende Regel, gerecht, in Worten und Werken zu preisen —!

Kleanth.

Kallikratidas.

Lysander hatte, von dem jüngern Kyrus, dem der stolze Spartaner zu schmeicheln wußte, reichlich unterstützt, sich und Sparta einen großen Anhang gemacht, diesem die Obergewalt in den Städten des griechischen Asiens und auf den Inseln zugesichert, und in Abwesenheit des Alkibiades, mit dem er sich nicht zu messen wagte, eine Seeschlacht gegen die Athener gewonnen. Jetzt war die Zeit seines Oberbefehls nach Sparta's Gesetzen verflossen, und die Spartaner schickten als seinen Nachfolger Kallikratidas. Dieser war noch ein ganz junger Mann ohne alles Arge, einfältigen Gemüths, und unbekannt mit der Sitte des Auslandes, der gerechteste aller Spartaner. Der Mann war nicht nach dem Sinne der Anhänger Lysanders. Er war gleich bey seiner Ankunft nicht gern gesehen, und selbst als er in der Folge sich durch abgelegte Proben als der Beste und Gerechteste von allen zeigte, fand man

in seinem Betragen als Oberbefehlshaber, worin Geradheit, dorische Sitte und Einfalt war, kein Gefallen. Seine Tugend wurde wie die Schönheit eines Heldenbildes angestaunt, Lysanders Verwendung aber wünschte man sich, und vermißte seine gefällige, Vortheil bringende Freundschaft so sehr, daß viele seine Abfahrt niedergeschlagen und mit Thränen ansahen. Lysander selbst hatte sie gegen Kallikratidas noch abgeneigter gemacht, und auch das Geld, was an den von Cyrus empfangenen Geschenken zur Bestreitung des Schiffersoldes noch übrig war, nach Sardes zurückgeschickt, mit dem Beyfügen: Kallikratidas möchte nun selbst darum bitten, und zusehen, wie er das Heer und Schiffsvolk unterhalte.

Als er die Flotte übergab, sagte er zu Kallikratidas, er übergebe sie ihm als Herr des Meeres und als Sieger in einer Seeschlacht. Kallikratidas sagte dagegen, er sollte von Ephesos zur Linken Samos vorbeysegeln, wo die atheniſche Flotte unter Konon lag, und ihm die Flotte zu Miletos übergeben. Da äußerte Lysander, er wolle unter eines andern Oberbefehl nichts zu schaffen haben, und schiffte sich ein nach dem Peloponnes. Kallikratidas verstärkte nun die von ihm übernommene Flotte aus Chios, Rhodos und andern verbündeten Orten mit

fünfzig Schiffen, vereinigte alle, an der Zahl nunmehr 140, und schickte sich an, den Feind aufzusuchen.

Er ward aber alsobald gewahr, daß Lysanders Anhänger Partey gegen ihn machten, indem sie nicht bloß saumselig im Dienste waren, sondern in den Städten laut sich vernehmen ließen, die Lakedämonier begingen bey dem Wechsel ihrer Oberbefehlshaber zur See die größten Fehler, indem so oft Unfähige es würden, die nur eben erst zum Seedienst gekommen wären und die Menschen nicht zu behandeln wüßten, und sie setzten sich, indem sie solche Leute anstellten, die niemahls zur See gewesen und unter den dortigen Anwohnern gar nicht bekannt seyen, der Gefahr aus, selbst darunter zu leiden. Da rief er alle dort anwesenden Lakedämonier zusammen und sagte ihnen: „Ich bin's zufrieden zu Hause zu bleiben, und wenn Lysander oder ein Anderer erfahrner im Seewesen seyn will, so bin ich meines Orts nicht im Wege. Ich kann aber, als vom Staate zum Oberbefehl der Flotte bestellt, nichts anders thun, als meinem Auftrage nachkommen, so gut ich's nur vermag. Ihr möget denn über das, was meine Ehre verlangt, und was das Vaterland fordert, euch selbst berathen, welches von beyden euch am besten scheine, ob ich hier blei-

ben, oder zurück nach Hause schiffen, und dort berichten soll, wie hier die Lage der Dinge sey."

Darauf konnte freylich keiner etwas anders zu sagen sich herausnehmen, als daß er den vaterländischen Obern gehorchen, und das ausrichten müsse, weßhalb er gekommen war. Indeß befand sich Kallikratidas in großer Verlegenheit. Er hatte bey seiner Ankunft kein Geld von Sparta mitgebracht, und von den Städten in ihren schlechten Umständen Geld einzufordern und zu erpressen, widerstand seiner Natur.

In dieser Zeit lagen ihm Lysanders Anhänger an, daß er ihnen zulasse, einen ihrer Feinde aus dem Wege zu räumen, und bothen ihm fünfzig Talente. Er wies sie mit Unwillen zurück. Es blieb nun nichts übrig, als vor den Pforten der königlichen Statthalter sein Begehren anzubringen, wie Lysander gethan, wozu keiner weniger gemacht war, als er, der Mann vom freyen hohen Sinn, der jeden Verlust der Griechen gegen Griechen erträglicher fand, als das Schmeicheln und Pfortenhüten vor den Barbaren, die nur Gold in Fülle, sonst aber nichts Schätzbares hatten.

Von Mangel gedrückt begab er sich doch nach Lydien, wo er sogleich in den Pallast des Kyrus ging und begehrte ihm zu melden: Kallikratidas der Ober-

befehlshaber der Flotte sey da, und wolle ihn sprechen. Als einer von den Leuten an der Pforte darauf sagte: Kyrus hat jetzt nicht Zeit, Fremdling, er ist beym Trunke; erwiderte Kallikratidas in seiner Natürlichkeit: Nun das ist auch kein Unglück, ich will hier stehen bleiben, und warten, bis er ausgetrunken hat. Ausgelacht von den Barbaren, die ihn für einen vom Lande hielten, entfernte er sich für dießmahl. Als er aber das zweyte Mahl an der Pforte erschien, und wieder nicht vorgelassen wurde, ging er aufgebracht nach Ephesos zurück, jenen fluchend, die zuerst den Barbaren zum Spott geworden, und sie gelehrt hätten, aus Geldstolz Übermuth zu treiben, und schwur vor allen Anwesenden, er werde, sobald er nach Sparta zurückgekommen wäre, alles thun, Eintracht unter den Griechen herzustellen, damit sie selbst furchtbar den Barbaren, nicht mehr zu Kriegen unter sich, den Beystand ihrer Macht zu suchen brauchten.

Von Miletos aus, schickte er darauf um Geld nach Lakedämon; indeß ordnete er eine Versammlung der Milesier an, und that darin folgenden Vortrag: „Milesier" hob er an, „ich muß der Regierung meines Landes gehorchen. Ihr, glaube ich, müßt am bereitwilligsten seyn, den Krieg zu fördern, da ihr unter den Barbaren ansäßig, auch schon am schwer-

sten durch sie gelitten habt. Und so steht es euch zu, den andern Bundesgenossen mit einem Beyspiele vorzugehen, so daß wir am schnellsten und wirksamsten dem Feinde Abbruch thun, bis daß jene von Lakedämon zurückkommen, die ich abgefertigt habe, Geld zu erheben, weil Lysander das hier vorräthige dem Kyrus als überflüssig zurückgegeben hat. Kyrus, als ich zu ihm kam, schob es immer hinaus, mir Gehör zu geben; und zu jeder Zeit seine Pforte zu hüten, das konnt ich nicht über mich gewinnen. Übrigens verspreche ich euch für alles, was uns in der Zeit, wo wir jenes Geld erwarten, zu Theil wird, unsern Dank nach Gebühr abzustatten. Wir werden doch mit den Göttern den Barbaren zeigen, daß wir, ohne ihnen ergeben zu seyn, unsere Feinde zu züchtigen vermögen."

Auf diesen Vortrag standen mehrere auf, solche vorzüglich, denen man feindselige Absichten gegen ihn Schuld gab, und zeigten aus Furcht Mittel an, Geld beyzuschaffen, und versprachen selbst einen Zuschuß von dem Ihrigen. So brachte er hier und zu Chios das Nöthige zur Bestreitung des Schiffsoldes auf, und segelte zuerst vor Methymna auf Lesbos, welches auf feindlicher Seite war. Er nahm den Platz mit Sturm, alles Eigenthum wurde geplündert, die Leibeigenen ließ Kallikratidas auf dem Markte

platze zusammenbringen. Da verlangten die Verbündeten, daß auch die Methymnäer sollten verkauft werden, er aber gestattete das nicht, unter seinem Oberbefehl, äußerte er, sollte, so viel es in seiner Macht sey, kein Grieche zum Sclaven gemacht werden. Am folgenden Morgen setzte er alle Freygebornen in Freyheit, die athenische Besatzung aber und die Leibeigenen verkaufte er insgesammt, und ließ nun dem Konon sagen, er wolle seiner Buhlschaft mit dem Meere ein Ende machen.

Er traf ihn zuerst vor Mitylene, dahin war Konon mit seinen schnellen Seglern der spartischen Flotte entkommen, die ihn von Samos hatte abschneiden wollen. Kallikratidas eilte ihm nach, um mit ihm zugleich in den Hafen einzudringen, Konon aber, der ihm zuvorzukommen suchte, wurde vor dem Hafen zu einer Schlacht genöthiget, in der er dreyßig Schiffe verlor. Jetzt zog er die übrigen nebst dem Heere ans Land, und besetzte den Eingang von der vor dem Hafen liegenden Bucht. Er ließ an den Untiefen kleine Fahrzeuge, mit Steinen gefüllt, versenken, an den tiefern Stellen gleichfalls große Schiffe mit Steinen beladen vor Anker legen; die Stadt Mitylene vom Heere der Athener und mit Landbewohnern besetzt, die des Krieges wegen häufig sich dahin zogen, setzte sich in Belagerungsstand. Indeß schiffte

Kallikratidas an der Küste sein Heer aus, schlug ein Lager auf, und errichtete ein Sieges-Zeichen über die gewonnene Seeschlacht.

Des andern Tages rückte er mit der Auswahl seiner Flotte heran, den Eingang zu durchbrechen. Konon besetzte seiner Seits die beyden Dämme des Hafens mit Abtheilungen seines Heeres, bemannte die großen Steinschiffe, und er selbst mit den Kriegsschiffen füllte schlagfertig die Mündung. Die Peloponneser nahten in festgeschlossenen Reihen, drangen gewaltig auf die Durchfahrt ein, und im engen Raume Schiff an Schiff gedrängt, beyderseits der Kern der Männer auf dem Verdecke, war das Seegefecht gleich der Feldschlacht. Auf den Sieg stolz, dem Handgemenge vertrauend, das die Geschlagenen nicht aushalten würden, enterten die Peloponeser, da entbrannte wüthender Kampf, die Athener, für ihre Rettung fechtend, behaupteten den Eingang mit großer Kraft, die auf den Dämmen wehrten jeder Landung. So dauerte die Schlacht geraume Zeit, und die Athener waren nicht gewichen, da ließ Kallikratidas zum Rückzuge blasen, und seine Tapferen ausruhen. Nach einer Weile erneuerte er den Angriff, durchbrach die athenische Schlachtordnung, drang hinter den Weichenden in die Durchfahrt ein, und legte sich bey der Stadt vor Anker. Sofort schlug er

auch zu Lande sein Lager herum, und belagerte sie; zugleich kam Geld von Kyrus. Konon zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten, befand sich in bedrängter Lage, woraus nur schleuniger Entsatz ihn retten konnte; von zwey dazu bestimmten Fahrzeugen entschlüpfte eines den Peloponesern glücklich, und brachte die Kunde nach Athen. Zwar war indeß schon Diomedon zum Entsatze ausgelaufen, und hatte die Durchfahrt bey Mitylene mit zwölf großen Schiffen versuchen wollen, allein Kallikratidas ging ihm entgegen, und auch er entkam mit nicht mehr als zwey Schiffen nach Athen. Dort kam nun alles in Bewegung, hundert und zehen Schiffe sollten nach einem Volksschluß auslaufen gegen Mitylene.

Sclaven und Freywillige vom dienstfähigen Alter sollten auf der Flotte dienen, alle Schutzverwandte und Freunde, die den Zug mitmachten, das Bürgerrecht erlangen. In dreyßig Tagen gingen die hundert zehen Schiffe unter Segel. Bald stand die Flotte aus vielen verbündeten Orten verstärkt über hundert und fünfzig Segeln stark bey Samos. Kallikratidas ließ auf erhaltene Nachricht hiervon fünfzig Schiffe unter Eteneikos vor Mitylene, er aber lief mit hundert und zwanzig aus, und hielt die Abendmahlzeit zu Lesbos am Malaïschen Vorgebirge, Mitylene

gegenüber; an demselben Tage hielten aber auch die Athener nicht fern davon ihre Abendmahlzeit, bey den arginüsischen Inseln. Die Peloponeser erblickten des Nachts die feindlichen Feuer, da ließ Kallikratidas um Mitternacht die Anker lichten, um sie unvermuthet zu überfallen, allein große Regengüsse und Gewitter gestatteten keine Fahrt. Um Tagesanbruch, wie die Sonne hervorbrach, ging er nach den Arginusen unter Segel.

Da sprach sein Steuermann Hermon von Megara zu ihm, es dürfte wohl gerathen seyn, zurückzusegeln wegen Überzahl der feindlichen Schiffe, auch hätten üble Opferzeichen den Tod des Oberbefehlhabers vorbedeutet. Aber Kallikratidas sagte: „Ein Mann ist nicht Sparta, wenn ich falle, wird Sparta um nichts schlimmer stehen, aber fliehen ist Schande;" zugleich ernannte er in diesem Fall einen Nachfolger in dem tapferen Klearchos, auf daß sein Tod nicht das Heer verwirrte.

Auf der Athener Seite verkündete ein Traum des Thrasyllos sieben Befehlshabern den Tod, die Opfer aber verhießen den Sieg. Da meldeten jene nun ihren Freunden ihr geweissagtes Ende, dem Heere aber meldeten sie den geweissagten Sieg. Sofort bildete sich auf jeder Seite die Schlachtordnung, jede getheilt in zwey Flügel, also daß es schien, als ständen

vier Flotten gegen einander, denn die Anzahl der Schiffe auf beyden Seiten war nah an dreyhundert. Es war die größte Seeschlacht von Griechen gegen Griechen, derer die Geschichte erwähnt.

Als die Flotten sich im Angesicht waren, befahlen die Schiffshauptleute zum Angriff zu blasen, und zugleich ließen nun beyde Theile gegen einander den ungeheuren Schlachtruf erschallen; darauf ruderten nun beyde mit Anstrengung und eilten in die Wette die Schlacht zu beginnen, es waren meisten Theils Leute, welche im langen Lauf des Krieges mit der Gefahr vertraut geworden, und mit gewaltiger Kampflust sich begegneten, die auch als der Kern des Heeres zu dieser Entscheidungs-Schlacht zusammengezogen waren, weil man durchaus schon die Meinung gefaßt hatte, daß der Sieger in diesem Treffen dem Kriege ein Ende machen würde. Kallikratidas aber, eingedenk seines vorbedeuteten Schicksals, trachtete seiner Seits den rühmlichsten Tod zu erlangen. Er fuhr demnach zuerst auf das Schiff des atheniſchen Befehlshabers Lysias los, und bohrte es in dem ersten Anstoß mit den nebensegelnden Dreyruderern in den Grund. Von den übrigen Schiffen zerstieß er einige mit den Schiffsschnäbeln so, daß sie unbrauchbar wurden, andern zerbrach er die Ruder, daß sie nicht mehr ins Gefecht taugten. Endlich bohrte er im gewaltigen Stoß tief

des Perikles Dreyruderer, da aber die Eisenspitze tief in der Öffnung haften blieb, und beyde Schiffe nicht mehr loszureißen waren, ließ Perikles eine Eisenklammer in des Kallikratidas Schiff schlagen, alsbald wie es nun an dem seinen fest hielt, enterten die Athener, die um selbes herum waren, und umzingelten die Mannschaft und machten sie nieder bis auf den letzten Mann. Da fand denn auch Kallikratidas, sagt man, nach glorreichem Kampfe und langer Gegenwehr endlich im Gedränge von allen Seiten, empfangenen Wunden erliegend, seinen Tod. Sofort wichen die Peloponeser, bald war das Schicksal des Tages entschieden. Es war nur ein Mann, aber Sparta verlor mit ihm viel: denn er war ein Mann, sagt Plutarch, der stets was seines Vaterlandes würdig war, im Sinne hatte, an Gerechtigkeit, Seelengröße und Tapferkeit den größten Männern Griechenlands zu vergleichen.

Eine Scene aus den Phöniterinnen des Euripides.

Teireſias (von ſeiner Tochter Manto geführt), der Chor.

Teireſias.

Führe mich nun weiter, Manto. Des Erblindeten
Aug' iſt die Tochter, wie den Schiffen das Geſtirn.
Hierher ins Elend lenke mir der Füße Tritt —
Nun weiter! daß wir nur nicht ſtraucheln! ich bin ſchwach;
Bewahr auch in der Mädchenhand die Zeichen *).
Ich nahm und ſammelt', auf der Vögel Flug bedacht,
Im heiligen Thakh **), wo mir Götterwort ertönt' —
Jüngling, Menoikeus! Sohn des Kreon! ſage mir,

*) Kleine Stäbchen oder Steinchen, womit der blinde Seher ſeine Beobachtungen bezeichnete.
**) Ein Ort in Böotien, wo Teireſias wohnte.

Wie weit ist wohl der Weg noch bis zur Theberstadt,
Zu deinem Vater? Denn das Knie ermattet mir;
In kurzen Schritten eilend komm ich doch nicht weit.

Kreon (tritt auf).

Getrost, denn deinen Freunden, o Teiresias,
Strebt schon dein Fuß entgegen. Halt ihn doch, mein Sohn!
Ein Wagen, und des Greises Fuß, erwartet gern
Die Hülfe fremder Hände.

Teiresias.

Nun wohl. Da bin ich Kreon. Warum riefst du mich? —

Kreon.

Ich hab' es nicht vergessen, aber sammle Kraft,
Und stärke deinen Odem, der vom Wege keucht.

Teiresias.

Mit Mühe kam ich aus der Erechtiden Land, *)
Hierher seit gestern mit Menoikos, deinem Sohn;
Denn dort auch hatt' Eumolpus einen Krieg erregt.
Und ich verlieh den Kekropiden schönen Sieg.
Der goldne Kranz hier, wie du siehst, ward mir dafür,
Erstlingsgeschenk vom Raube der Erschlag'nen,

*) Erechtiden und Kekropiden hießen die Athener, von Erechtus und und Kekrops. Eumolpus war König in Thracien.

Kreon.

Ein glücklich Zeichen ist dein schöner Siegeskranz.
Unglück umstürmt uns, wie du weißt. Der Danaer
Speer. Harter Kampf erwartet die Thebaier Stadt.
So eben ging zum Streite wider Argos Schar
Eteokles der König, fort im Waffenschmuck.
Ich aber soll dich fragen Alter, ob du Rath
Uns geben willst, der diese Stadt erretten mag?

Teiresias.

Des Eteokles wegen schlöß ich wohl den Mund,
Doch weil auch du der Götter Sprüch' erkunden willst,
So red' ich. Lange, Kreon, siecht schon dieses Land,
Seit, trotz den Göttern, Laios, einst Vater ward,
Und seine Mutter frey'te der unsel'ge Sohn.
Die blutige Verletzung seiner Augen zeigt
Der Götter Rathschluß warnend, dem Hellenenvolk.
Dieß durch die Zeit zu decken (als entrännen sie
So dem Geschicke) haben auch die Söhne noch
Sinnlos gefehlt, da Ehre sie nicht gönnten, nicht
Freyheit dem Vater und den unglücksel'gen Mann
Erbitterten, daß grausamen Fluch er über sie
Aussprach, im Schmerz hinsiechend, und dazu entehrt.
Was that ich da nicht? Welches Wort versucht' ich nicht?
Doch Haß der Kinder Ödipus, das war mein Lohn.

Nun naht, o Kreon, ihnen Mord von eigner Hand,
Und viele Todte neben Todten hingestreckt.
Vermischen Argos Waffen mit kadmeischen,
Und stürzen bald in bittern Jammer Thebens Volk.
Du, o bejammernswerthe Stadt, zertrümmerst auch,
Wenn meinen Worten jedermann das Ohr verschließt.
Die erste Vorschrift war euch, daß von Ödipus
Stamm, keiner Bürger, noch der Stadt Beherrscher
sey,
Nun, da das Böse mächt'ger als das Gute war,
Zeigt, eure Stadt zu retten, noch ein Weg sich euch,
Doch vor dem harten Worte bebt die Lippe mir. —
Und schmerzen würd' es jeden, dem das Glück gelacht.
Lebt wohl! Ich gehe — Ich einer will mit vielen,
muß
Es seyn, die Zukunft dulden; denn was soll ich thun?

Kreon.

Verzeuch, o Greis. Was eilst du.

Teiresias.

Halt mich nicht zurück.

Kreon.

Bleib, warum fliehn?

Teiresias.

Ich fliehe nicht, doch flieht das Glück.

Kreon.

Sag an die Rettung der Kadmeier und der Stadt.

Teiresias.

Du wünschest sie — nicht wünschen wirst du sie darauf.

Kreon.

Nicht Rettung sollt ich wünschen meiner Vaterstadt?

Teiresias.

So willst du es vernehmen? Lässest du nicht ab?

Kreon.

Mein Vaterland zu lieben, laß' ich nimmer ab.

Teiresias.

So höre, was die Himmlischen mir offenbart;
Auf eine Frage antworte mir jedoch zuvor:
Wo ist Menoikeus, welcher mich hierher geführt?

Kreon.

Nicht weit von uns, an deiner Seite steht er.

Teiresias.

Er geh' hinweg, und höre die Orakel nicht.

Kreon.

Mein Sohn, o Greis, wird schweigen, wo zu schweigen ziemt.

Teiresias.

Vor seinen Ohren soll ich reden? willst du das?

Kreon.

Wenn er es höret, wird er sich der Rettung freu'n.

Teiresias.

So höre denn, was meine Weissagung gebeut.

Daß ihr erretten möget die Kadmeierstadt.
Den, den Menoikeus tödten für das Vaterland
Mußt du, den Sohn. Du selber rufest dein Geschick.

Kreon.

Was sagst du? Welches Wort entfuhr dir jetzt, o Greis?

Teiresias.

Was dir der Gottheit Spruch gebeut, das mußt du thun!

Kreon.

Traun! vieles Unglück, sprachest du in kurzer Zeit.

Teiresias.

Unglück allein dir; Heil und Segen deiner Stadt!

Kreon.

Ich hörte nicht, vernahm nicht. — Fahre hin die Stadt.

Teiresias.

Das ist nicht mehr derselbe Mann. Nun weicht er aus.

Kreon.

Leb' wohl, was kümmern deine Weissagungen mich!

Teiresias.

Ist keine Wahrheit, weil du unglückselig bist?

Kreon.

Ach deine Knie umfaß ich — bey diesem grauen Haar —

Teireſias.

Steh auf. Was ſiehſt du? Dieſem Unglück wehrſt du nicht.

Kreon.

Schweig! ſage nicht den Bürgern, was du mir entdecket.

Teireſias.

Unrecht zu thun gebeuthſt du mir? Ich ſchweige nicht.

Kreon.

Was aber willſt du? Mir ermorden meinen Sohn?

Teireſias.

Nein, das wird andrer Sorge ſeyn; ich ſag' es nur.

Kreon.

Woher entſprang dieß Weh' denn meinem Sohn und mir?

Teireſias.

Wohl fragſt du. Dir antworten will ich jegliches,
Dort, wo der erdgeborne Drach' einſt hauſete,
Der Quelle Dirka Hüter — dort zum Opfer mußt
Hingeben du, der Erde des Erzeugten Blut,
Weil Ares einſt erzürnte den Phönicier
Und nun den Mord der erdgebornen Schlange rächt*);

*) Kadmus der Phönicier tödtete den Drachen, einen Sohn des Mars (Ares), welcher die Quelle bewachte.

Dann wird euch Ares in der Schlacht zur Seite
steh'n.
Und wenn die Erde Frucht für Frucht, und Blut
für Blut
Empfangen hat, so wird euch hold die Göttinn seyn,
Die goldbehelmte Saaten einst aus ihrem Schooß
Aussandte. Sterben muß ein Sohn von dem Ge-
schlecht,
Das aus den Zähnen der erdgebornen Schlang'
entsproß.
Du aber bist durch Vater und Erzeugerinn
Der Erdentochter letztes unvermischtes Blut,
Und deine Kinder. — Doch des Haimon Tod ver-
beut
Die Vermählung, denn kein reiner Jüngling ist er
mehr.
Dein Sohn Menoikeus aber ist der Stadt geweiht
Und wird im Tod ein Retter seinem Vaterland.
Graus wird die Rückkehr dem Adrast und seiner
Schar.
Dann seyn, wenn ihre Augen Todesnacht umhüllt,
Und herrlich Thebe. Wähl' aus diesen zweyen dir
Welch Loos du willst, des Sohnes oder Thebens
Heil.
Das ist es, was ich sagen mag. Kind führe mich

Nun heim. Wer immer übt des Sehers Flammenkunst,
Ein Thor ist er. Denn wann er Weh' verkündiget,
Haßt ihn ein jeder, dem er sein Schicksal enthüllt.
Und sagt er aus Erbarmen Unwahrheit, so droht
Der Götter Zorn. Apollon mußte Sterblichen
Allein die Zukunft singen. Er, der keinen scheut.

(Er geht mit seiner Tochter.)

Der Chor der Phönicerinnen.

Kreon, was schweigst du zitternd dem Orakelspruch?
Zwar mich auch hat nicht minder dein Schicksal erschreckt.

Kreon.

Was soll ich sagen? meine Red' erräth sich leicht.
Nie bring' ich solches Mißgeschick selbst über mich,
Daß ich den Sohn aufopferte der Vaterstadt.
Hin in den Tod gibt keiner seinen eig'nen Sohn.
Mich wird der Mann nicht preisen, der mein Kind erschlägt.
Ich selber (denn gereifet ist mein Leben schon),
Ich bin zum Sühntod für das Vaterland bereit.
Doch auf, mein Sohn! eh' die gesammte Stadt es weiß,
Fleuch eilend von dem Lande der Aonier.
Denn sagen wird er's allen Häuptern in dem Volk,
Wird zu den Führern an die sieben Thore geh'n.

Wenn wir zuvor ihm kommen, dann bist du befreyt,
Doch zauderst du, sind wir verloren, naht dir Tod!

Menoikeus.

Wohin denn fliehn, zu welchem Gastfreund, welcher Stadt.

Kreon.

Dahin, wo du von diesem Land am fernsten bist.

Menoikeus.

Dir ziemt es, das zu sagen, ich gehorche dir.

Kreon.

Flieh durch das Land der Delfier.

Menoikeus.

Wohin von dort?

Kreon.

Zu der Ätolier Gefilden.

Menoikeus.

Und sodann?

Kreon.

Dann nach Thesprotia.

Menoikeus.

Zu Dodonas hehrem Sitz?

Kreon.

Du weißt es.

Menoikeus.

Doch wer schirmet auf dem Wege mich?

Kreon.

Die Gottheit führt dich.

Menoikeus.

Und wer erhält den Jrrenden?

Kreon.

Ich werde Gold dir geben.

(Er bietet.)

Menoikeus.

Wohl mein Vater.

Kreon (sich umsehend).

Geh!

Geh Kind! (Er bleibt stehen und beobachtet den Menoikeus)

Menoikeus.

Zu deiner Schwester Jokaste will
Ich noch zuletzt gehn, deren Brust ehemahls ich
sog, —
Hülflose Waise, und der Mutter früh beraubt.
Sie will ich noch begrüßen, und alsdann entflieh'n.

Kreon.

Wohlan denn, geh! Verhindre selber nicht dein Heil.

(Er geht).

Menoikeus.

Ihr Weiber, gut beruhigt' ich den Vater, und

Berückt' ihn, zu erlangen was mein Herz begehrt.
Fort schickt' er mich, trotz' um ihr Heil die Thebenerstadt.
Und gäbe mich der Feigheit hin. Auch mag ein Greis
Verzeihung finden, unverzeihlich wär's, wenn ich
Mein Vaterland verriethe, das mir das Leben gab.
So wisset denn, ich geh' und rette diese Stadt
Und gebe für mein Vaterland das Leben hin.
Denn schändlich wär' es; wenn, die kein Orakelspruch
Antreibet, frey von göttlicher Nothwendigkeit,
Doch Schild und Speer in der Hand, dem Tod nicht zitterten,
Und von den Thürmen fielen für das Vaterland;
Ich aber, Väter und Bruder, und die Vaterstadt
Verrathend, wie ein Feigling aus der Ahnen Land
Entwiche. Wo ich lebte, wäre Schmach mein Loos.
Nein bey dem Gott des Himmels Zeus! Ares, bey dir,
Der du die Saat des Drachen, die der Erd' entsproß,
Zu Herrschern dieses Landes einst geordnet hast!
Ich geh' und von den Zinnen der Kadmeierburg
Stürz ich durchbohrt in des Drachen schwarze Kluft hinab.

Am Orte, den Teireſias bezeichnete,
Und befreye der Thebaier Land. Feſt ſteht der Schluß.
Mein Leben (kein unrühmliches Geſchenk) — iſt dein,
O Vaterſtadt, ich rett' aus dieſer Noth mein Land!
Ertrüg' ein jeder die Laſt, die ihm beſchieden ward,
Vollbrächt' ein rühmlich Werk, und ruhte nie zum Wohl
Des Vaterlands, geringre Übel träfen dann
Die Staaten, und glückſelig wären ſie hinfort!

* * *

Ertrüg' ein jeder die Laſt, die ihm beſchieden ward,
Vollbrächt' ein rühmlich Werk, und ruhte nie zum Wohl
Des Vaterlands, geringre Übel träfen dann
Die Staaten, und glückſelig wären ſie hinfort.

Deutſche Jünglinge, o liebt euer Vaterland! kein Volk auf Erden hat ſolches Recht auf die Liebe und die Hingebung ſeiner Söhne; denn wahrlich, was ihr eurem Vaterlande thut, das habt ihr der Menſchheit gethan.

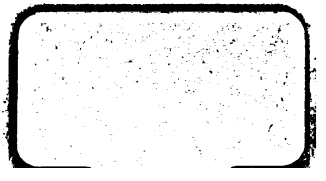
Was die Vorwelt Herrliches erzeugt, — herlicher, reiner wird es aufblüh'n im deutſchen Vaterlande, zum Heil, zum Segen Aller. „Aber bedenket, wo nicht jeder einzelne unter uns in ſeiner Weiſe

thut und wirkt, als ob er allein sey, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhe" — *) da muß Trägheit und Selbstsucht um sich greifen, und früher oder später jenen Zustand des Verfalls und der Entnervung herbeyführen, den ein junger früh verstorbener Dichter trefflich schildert, **).

Immer näher noch tobte der Krieg, hier blitzte sein Mordschwert,
Raubte Städte dort aus, nach Rettung winselten Völker,
Alle riefen zum Gegenkampf — doch schlichen sie alle Wieder hinweg — still hoffend für sich auf Anderer Thaten.

*) Fichte.
**) Sonnenberg.

Wien, 1817.

In der Franz Härter'schen Buchhandlung.

MAY 7 1935